



Illustriertes Familienblatt. \* Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Georg Bangs Liebe.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Nun war es noch stiller geworden in der kleinen Wohnung von Frau Marie Bang, und die Lücke, die Herr Schneeberger da oben durch sein Gehen gerissen hatte, die blieb und wollte sich nicht schließen. Der große Armstuhl mit den bequemen gepolsterten Ohren stand wieder leer — wie damals! mußte Frau Bang denken, und ihr trat dabei die schwere Zeit nach dem Tode ihres Mannes vor Augen. Und auch ein wehes Fühlen war in ihr, das manchmal schwoll, daß es sie fast so sehr erfüllte wie in jenen leidvollen Tagen. Der Herr Schneeberger war ihr doch in all den Jahren viel geworden. Sie hatte über alles mit ihm sprechen können, er hatte teilgenommen an den vielen kleinen Schicksalsfügungen, und ein Vertrauen, ein Erkennen war gewesen zwischen ihm und ihr, das ihnen beiden eine Stütze war und eine Hilfe. Jetzt aber hatte er sich losgesagt!

Auch manche Frage, die ihr früher, solange Herr Schneeberger ihr noch zur Seite stand, nur wenig Sorge bereitet hatte, stieg nun drückend vor ihr auf. Nun kam wieder der Sommer, und der Bub kam aus der Schule, jetzt mußte man sich auch entscheiden, welchen Beruf er wählen sollte. Der Plan des Herrn Schneeberger, ihn Buchhändler werden zu lassen, gefiel Georg immer besser, und auch sie selbst war jetzt dafür. Aber da fehlte nun überall die helfende Hand, die Herr Schneeberger dem Buben hatte bieten wollen, und ratlos dachte sie an jene Zeit, da sie Georg als Lehrling in einer Handlung unterbringen sollte. Und auch noch andere Sorgen zogen ihr durch die Gedanken. Das Zimmer, in dem Herr Franz Schneeberger gewohnt hatte, stand leer, doch auf den Beitrag, den die Miete des Zimmerherrn abgegeben hatte, konnte sie in dem kleinen und beschränkten Haushalt nicht verzichten. Später, wenn der Georg auch ein wenig verdiente, dann ging das ja, aber bis dahin hieß es, nach jedem Kreuzer sehen. So mußte sie denn daran denken, das Zimmer wieder zu vermieten. Durch Wochen trug sie sich mit dieser Sorge, und von Tag zu Tag verschob sie immer wieder die Aufgabe des Inzerats. Ihr war's, als würde sie mit diesem Gang in die Zeitungsexpedition sich und dem Buben etwas zerstören, sie hatte eine stille Angst vor diesem neuen, fremden Menschen, der dann so nah bei ihnen wohnen sollte, und von dem sie doch nichts wußten, mit dem sie nichts Gemeinsames verband.

Tausend kleine Alltagsorgen stichelte Frau Marie Bang so in die sauberen und gleichmäßigen Monogramme und

Initialen hinein, die sie in dieser Zeit in feine weiche Tücher aus Batist auf ihrem stillen Fensterstisch stückte. Und dann dachte sie wohl auch mit einer leisen Bitterkeit an jene Menschen, die diese Tücher, diese kostbaren Gewebe bald tragen und verwenden sollten. Das waren Leute, denen Sorgen wohl niemals entgegentraten.

Auf ihrem Fensterstisch saß sie auch bei ihrer Arbeit, als eines Vormittags draußen die Glocke gezogen wurde.

Mechanisch schob Frau Bang die Stickerei zusammen, nahm die Stahlbrille, die sie seit Monaten schon bei der Arbeit tragen mußte, ab und legte sie auf das Tischchen.

Ein Bettler! dachte sie, während sie die große, weiße Arbeitsschürze glattstrich, nach dem Vorzimmer ging und das Guckfensterchen der Türe öffnete.

Aber dann plötzlich zitterte ihr die Hand, die an dem kleinen Griff des Fensterchens lag, und ihre Rippen bewegten sich unwillkürlich:

„Ja, das ist ja — das ist ja...“

Mit hastigen Fingern schob sie das kleine Türchen wieder zu und nestelte an der Sicherheitskette, die sich nun in der Eile gar nicht aus dem Verschuß lösen wollte. Und endlich hatte sie die Tür offen.

„Frau Gerold — das — das haben wir ja schon gar nicht mehr erwartet...“

Und Frau Gerold, die blond und schön und blühend mit einem ein wenig verlegenen, gespannten Lächeln, das ihrem kühlen Gesicht ein warmes Leben gab, da draußen auf dem bescheidenen Treppenflur stand, streckte ihr die Hand hin und trat herein.

„Ja, Frau Bang, ich bin's. Sie werden gar nichts mehr von uns wissen wollen. Aber es war wirklich nicht nur meine Schuld, daß ich Sie in der ganzen Zeit so sehr vernachlässigt habe. Ich...“

Frau Bang hatte die kleine Hand in blütenweißem Handschuh, die sich ihr da entgegenstreckte, fest ergriffen. Was sie an harter Bitterkeit und herben Gedanken in all der Zeit gegen diese Frau in sich getragen hatte, verließ. Nur Bilder der Vergangenheit drängten sich vor sie hin in diesem Augenblick: Herr Heinrich Gerold — Sephi. Und während ihre Augen nun wie suchend an Frau Gerold vorüber über den Treppenflur streiften, während sie dann die Tür schloß und jene nach dem Wohnzimmer öffnete, sagte sie nur:

„Nun sind Sie doch gekommen... und ich freue mich. Wir haben ja so oft an Sie gedacht, an Sie beide.“

Frau Gerold nicht und sah Frau Bang mit ein wenig schief gelegtem Kopfe an. Ein leises, gurrendes Lächeln sah ihr dabei in der Kehle. „Gut sehen Sie aus — gar nicht verändert . . .“

„Mein Gott . . .“ sagte Frau Bang und strich über die große weiße Schürze.

Eine Pause entstand, während der die Augen der Frau Gerold von dem Blick der Frau Bang abwichen und durch das Zimmer streiften.

„Ich störe Sie wohl bei der Arbeit?“

Frau Bang schob einen Stuhl zurecht. „Nein — gar nicht. Wollen Sie sich nicht setzen?“ Und als Frau Gerold nun ihr silbergraues Kleid, an dem die Seide knisterte und rauschte, zusammengriff und sich niederließ, fragte sie: „Was macht die Sephi? Geht's ihr gut? Wir haben uns ja so gesorgt, wie Sie uns damals geschrieben haben, daß sie kränkelt.“

Frau Gerold sah auf das einfache Tisch Tuch nieder, und ihre Finger zeichneten eine der verschlungenen Figuren des Gewebes nach.

„Ja — das war damals. Es geht ihr jetzt wieder gut. Ja — sie ist — ich habe sie jetzt seit ein paar Wochen bei einer befreundeten Familie auf dem Land — eben damit sie sich ganz erholt . . . hm . . .“

Es schien, als hätte sie noch etwas sagen wollen, aber sie schwieg und lächelte nur wieder ein wenig. Und als sie dann sah, wie Frau Bangs Blick mit stillem Fragen auf ihr ruhte, sagte sie noch einmal: „Nein — wirklich — ich freue mich, wie gut Sie aussehen — ganz unverändert . . .“

Jetzt aber schüttelte Frau Bang den Kopf.

„s ist eben doch die lange Zeit wieder hingegangen. Und wenn man's auch vielleicht nicht sieht — sie war doch da und hat schon ihre Spur gelassen. Ohne die geht kein Tag vorüber. Wir leben ja still — da gräbt sich das ganz unauffällig und gleichmäßig ein — bis man eines Tages dann ganz vollgeschrieben ist. Gegen das Altern hat noch keiner das rechte Mittel gefunden.“

Mit leisem, mildem Lächeln blickte Frau Marie Bang dabei auf ihren Gast. Aber da sah sie, wie die schöne Frau sich mit einer seltsamen Hast straffer auf dem Sessel zurechtsetzte, daß die Seide leise aufreißend rauschte, und wie sie mit der Hand über die Schläfe fuhr.

„Ich möcht' nicht alt werden, Frau Bang. Ich finde das Alter entsetzlich. Nein — ich fürchte mich geradezu davor . . .! Lieber sterben — früh sterben — als alt und häßlich werden — ich könnt's nicht aushalten, Frau Bang!“

„Aber Frau Gerold . . . Sie sind ja doch noch so jung . . .“

„Mein Hans war beinahe' so alt wie Ihr Georg . . .“

„Ja — aber Sie haben ganz jung geheiratet — und ich war beinahe ein Duzend Jahre verlobt . . . Und dann, bei mir sind so viele Jahre, die doppelt zählen — nein, nein, Frau Gerold, ich bin heute schon eine alte Frau . . . Sie und ich — das läßt sich nicht vergleichen.“

Wieder lag Schweigen zwischen den beiden Frauen.

Nach einer Weile begann die eine zu reden, und in ihrer Stimme klang dabei ein leises erregtes helles Vibrieren:

„Frau Bang . . .“

„Ja?“

„Sehen Sie, Frau Bang, ich bin heut' hergekommen, um mit Ihnen über etwas ganz Bestimmtes zu sprechen — über etwas, das ich bisher noch keinem Menschen anvertraut habe . . .“

Sie schwieg einen Augenblick und schien auf eine Antwort, auf einen Einwurf zu warten. Aber Frau Bang sagte nichts und sah nur fragend zu ihr hinüber.

„Ich . . . Sie werden sich wundern, daß ich g'rade zu Ihnen komme mit dem, was ich Ihnen sagen will, aber . . .“

Sie griff mit beiden Händen über den Tisch hinüber nach der Hand der Frau Bang und drückte diese Finger, die unbewegt in ihren Lagen — unbewegt, denn ein erkältendes Gefühl war lähmend in Frau Bang emporgestiegen.

„Ich will mich wieder verheiraten . . .“ sagte Frau Gerold rasch. Und sie versuchte zu lächeln dabei, aber Frau Bang sah nur eine zerrende, gequälte Spannung in dem rosigen Gesicht, dessen Lippen sich nun wieder bewegten: „Nun — Sie sagen gar nichts dazu . . .?“

Frau Bang nickte. „Doch — Frau Gerold, ich wünsche Ihnen alles Glück. Mein Gott — Sie sind noch so jung — und auch die Sephi — auch die wird er ja lieb haben, und das ist so viel für ein Kind. Alles ist die Liebe für ein Kind — gar nicht genug kann man ihm davon geben . . .“ Und ihr Blick ging, während sie so sprach, hinüber zu der Wand, an der über dem Bette Georgs das Bild von Heinrich Gerold hing. Sie dachte daran, was der ihrem Vuben an Liebe gegeben hatte, obwohl er doch auch nicht sein Vater war. Ganz versonnen sah sie vor sich hin, und erst als sie fühlte, daß der Druck der beiden Hände in ihren weißen Glacés schwächer wurde, kehrte ihr Blick zu ihrem Gast zurück . . .

Aus dem Hof unten scholl der singende Ruf einer Lavendelverkäuferin herauf:

„Kauft's an Lavendl — fünf Kreuzer der Busch — an Lavendl kauft's . . .!“

Als ob er aus ganz weiter Ferne käme, klang der Ruf — von weit draußen aus der Welt, mit der man hier im Zimmer der Frau Bang kaum Fühlung hatte.

„Wie ruhig Sie's hier haben,“ sagte Frau Gerold plötzlich. „Daß Sie das aushalten können! Ach Gott, Frau Bang — nennen Sie's schlecht oder nicht — aber ich seh'n mich ja manchmal so nach dem Leben . . .! Kann ich dafür? Seh'n Sie“ — und sie sah nieder an dem düstern weichen, silbergrauen Kleide — „ich hab' die schwarzen Kleider nicht mehr tragen können — ich bin mir lebend wie in einem Sarge vorgekommen . . .!“

Etwas Bittendes, Hilfloses lag in ihrer Stimme.

Wie ein verwöhntes Kind, dem man nicht zürnen kann! dachte Frau Bang, und wie sie nun selbst nach der Hand der schönen Frau hinübergrieff, sprach sie noch einmal: „Ich wünsche Ihnen alles Glück — ich wünsche Ihnen, daß Sie so glücklich werden, wie Sie's nur hoffen.“

„Ich dank' Ihnen . . .“ Frau Gerold bückte sich nach ihrem kleinen Taschentuche, das ihr entfallen war, und lächelte ein wenig. „Ich bin auch noch wegen eines anderen Grundes zu Ihnen gekommen, Frau Bang — Sie waren immer so lieb zur Sephi — das hat uns auf den Gedanken gebracht . . .“

„Ja? Ist sie also doch noch immer kränklich?“

Frau Gerolds Finger spielten zögernd mit dem dünnen goldenen Halskettchen, an dem ihr Lorgnon hing. Es schien ihr schwer zu fallen, das auszusprechen, was sie sagen wollte.

„Nein — das ist es nicht. Sie ist wieder ganz gesund. Es handelt sich um etwas anderes. Seh'n Sie, Frau Bang — wenn ich mich wieder verheirate, so werde ich von Wien wegziehen. Mein — zukünftiger Mann übernimmt eine größere Exporthandlung im Süden — in Triest. Nun wissen wir nicht, ob das dem Kind dort gut tun wird — ich mein' das andere Klima — eine gewisse Gefahr ist das für die Kinder immer — und zart ist die Sephi ja . . .“

Frau Bangs Blick ging in die Ferne. „Freilich,“ sagte sie leise und sinnend, „zart war sie ja immer . . .“

„Nicht wahr? Und nun ist doch da unten die Gefahr der Malaria so groß! Ja — also das wäre ein Grund, der Hauptgrund. Aber es ist doch noch verschiedenes anderes auch, was da mitspricht. — Wissen Sie, Frau Bang — Sie müssen das nicht mißverstehen, was ich da sage — mein zukünftiger Mann hat Kinder fürchtbar gern — aber g'rad' in der ersten Zeit — nicht wahr? Mein Gott — so 'was läßt sich so schwer sagen — aber Sie wissen schon, wie ich's mein' — nicht wahr?“

Frau Gerold schweig einen Augenblick und hob den Blick von ihren Fingern, die immer noch an dem dünnen Goldfettchen des Lorgnons genestelt hatten. Sie sah Frau Bang an, lächelte ein wenig unsicher und besangen und drückte dann die Hände gegen die erhitzten Wangen.

„Ganz heiß ist mir geworden . . . Sie werden mich auslachen, Frau Bang. Aber — nicht wahr, die Sephi, die ist ja schließlich jetzt auch schon elf Jahr' alt — und dann, Sie wissen ja, in ihrer ganzen Art hat sie auch so 'was wie mein armer toter Mann — ich mein' so 'was Stilles, das einem immer nachgeht . . .“

„Wie sich der Georg freu'n tät', wenn er sie wiedersehen könnt' . . .“ meinte Frau Bang.

Wieder kam dieses leise gurrende Lächeln aus Frau Gerolds Kehle.

„Ja, nicht wahr, Sie haben sie beide lieb, meine Sephi? — Das haben wir eben gewußt — ja — und d'rum hat auch Carlo — d'rum hat auch mein zukünftiger Mann eben gleich an Sie gedacht . . . Wir wollen nämlich mit einer großen Bitte zu Ihnen kommen . . .“

Frau Gerold machte eine Bewegung, als wollte sie die Hand von Frau Bang wieder ergreifen; dann hielt sie ein, schüttelte den Kopf und fiel in einen leisen klagenden Ton:

„Sie werden mich für eine ganz schlechte Mutter halten, Frau Bang, aber das bin ich nicht, ganz gewiß nicht! Ich hab' ja das Kind so riesig lieb — aber Gott! — schließlich ist man ja doch auch selbst auf der Welt — und schließlich will man doch auch selbst ein bißerl 'was vom Leben haben! . . . Und dann, es handelt sich ja nur um ein paar Monate — höchstens um ein paar Monate. Also wir wollten Sie fragen, ob Sie — das heißt natürlich gegen eine Entschädigung, soweit man einen solchen Freundschaftsdienst entschädigen kann — ja — also, ob Sie die Sephi für diese erste Zeit zu sich nehmen könnten . . .?“

Frau Bang nickte — sie verstand. Ihr Blick lag in der Ferne, und sie dachte an das zarte kleine Ding, das nur so wenig Raum und Sorgfalt brauchte für sein Kinderleben, und für das sich nun in der neuen Ehe seiner Mutter der enge Raum und die bescheidene Liebe nicht mehr finden wollten. Sie dachte an Herrn Heinrich Gerold, dem dieses Kind am Abend seines Lebens das Höchste war, und fühlte: es darf nicht sein, daß sie es wie ein Überzähliges und Lastiges beiseite schieben, daß es geduldet nur und heimatlos im Haus der eigenen Mutter welle . . . Und ein Wort, das die Frau Gerold eben gesprochen hatte, fiel ihr wieder ein:

„ . . . mein zukünftiger Mann hat Kinder furchtbar gern — aber . . .“ Der Frau Marie Bang war es zumute, als griffe eine kalte Hand ihr an das Herz. Der Mann, der Kind und Mutter trennen konnte, der von der Mutter dieses Opfer forderte — der kannte wohl die rechte Liebe nicht — nicht die zum Kinde und nicht die zur Frau. Besorgt und fragend blickte sie hinüber zu ihrem Gast, aber da las sie auf dem rosigen Gesicht, dessen Wangen trotz der feinen Fältchen an den Augenwinkeln noch immer weich wie Pfirsiche waren, nur die eine Erwartung: Sie wird doch zusagen?! — Und als sie immer noch nicht sprach, fragte Frau Gerold:

„Frau Bang . . .?! Nicht wahr, es geht — wenn Sie's nicht machen könnten — wir wüßten uns sonst wirklich niemand . . . und in ein Institut, unter ganz fremde Menschen . . .“

„Bringen Sie uns nur die Sephi her,“ sagte Frau Bang.

„Sie soll nur kommen; was wir für sie tun können, daß es ihr nicht zu einsam wird — ich und der Georg — das woll'n wir sicher tun . . . Der Zimmerherr, der so viel Jahre lang bei uns gewohnt hat — ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern? — der Herr Schneeberger? — der ist ausgezogen. Die Sephi soll das Zimmer haben . . . und daß sie mir ist wie mein eigenes Kind, das wissen Sie . . .“

Die erwartende Spannung war aus den Zügen der Frau Gerold gewichen, eine freudige Hast war jetzt in ihr.

„Ja, das weiß ich, Frau Bang. Wenn ich nur auch wüßte, wie ich Ihnen das danken soll! Seh'n Sie, wenn das Kind bei Ihnen ist, da kann ich so ganz beruhigt sein — es wär' doch schrecklich für mich, wenn ich bei allem immer denken müßte: Mein Gott, wie geht's jetzt der Sephi? Ist sie auch in guten Händen? Fehlt ihr nichts? . . . Das ganze Leben könnte einem dadurch vergällt werden. Aber so . . .“

„Wann würde die Sephi dann kommen?“

„Bis zum August kann sie bei der Familie auf dem Land' bleiben . . . ja — im September wollten wir heiraten . . .“ Sie wurde verlegen und strich eine Falte ihres Rockes glatt. „Es spielen da ein paar Dinge mit, die das veranlassen — ich meine, die Übernahme des Geschäftes in Triest — na — und anderes . . . Würde Ihnen das passen, wenn wir die Sephi Ende August brächten?“

Frau Marie Bang nickte: „Sie soll nur kommen — wann es auch ist . . .“

Frau Gerold stand auf von ihrem Stuhle. „Nein, wie ich Ihnen dankbar bin, Frau Bang, nie werd' ich Ihnen das vergessen! Und wegen der materiellen Frage, da werden wir uns ja leicht verständigen.“

Im Herumblicken hatten die Augen der Frau Gerold die weißen Batisttücher gestreift, in die Frau Bang soeben die Initialen steckte. Sie trat näher und prüfte das Gewebe zwischen den Fingern.

„Hübsch ist das,“ sagte sie dann, „sehr hübsch, das möcht' ich mir eigentlich auch anschaffen. Wo bekommt man das? Bei Schothal? So. — Ja, also liebe Frau Bang, nochmals vielen, vielen Dank. Und grüßen Sie mir Ihren Sohn, der muß ja jetzt schon bald erwachsen sein? Ach Gott, ja, die Kinder! — Also bei Schothal haben Sie gesagt? Nochmals Adieu — und Ende August also — vielen Dank. — Adieu!“

Nun war die Flurtür hinter Frau Gerold wieder geschlossen. Die Hand noch auf der Klinke, stand Frau Marie Bang im Vorzimmer und hörte gedankenlos, wie das Klauschen der seidnen Röcke auf der Treppe verklang. Dann strich sie sich über die Stirn und trat in das Zimmer, in dem ein feiner Duft von Klieder an die schöne Frau gemahnte.

Wie seltsam das alles war! Frau Bang war ganz wie von all den Eindrücken und Worten. Und dabei war doch fest und klar ein Fühlen in ihr, das sie ganz erfüllte.

Du sollst's gut haben bei uns, arme kleine Sephi, dachte sie immer wieder, du sollst's gut haben.

Mechanisch griff sie nach ihrer Brille, um sie aufzusetzen und die Arbeit wieder aufzunehmen, aber dann blickte sie nach der Uhr und hielt ein. So spät schon?! Da mußte ja der Bub gleich kommen.

Nun ging sie eilig nach der Küche, um dort am Herd nach dem Rechten zu sehen.

Und da, während sie den Schaum von der Suppe schöpfte, fiel es ihr plötzlich ein: wen sie eigentlich heiraten würde, das hatte Frau Gerold nicht gesagt. Nur Carlo hatte sie ihn genannt. Carlo —

Mit einem Male aber hielt Frau Marie Bang ein, griff, wie nach einer Stütze suchend, mit ihrer Linken nach der Lehne des hell geschuerten Ahornstuhles und stand still.

Mein Gott — Carlo — das war der Herr Crispi! Natürlich — Herr Crispi!

Wie ein Schlag traf Frau Marie Bang dieser Gedanke, der sie mit einem Male klar erkennen ließ, was ihr bisher noch verhüllt und verborgen gewesen.

Crispi, dieser Herr Crispi, den sie selbst nur einmal gesehen hatte — damals auf dem Friedhof, als man Herrn Heinrich Gerold zur letzten Ruhe trug. Bleich und mit zusammengepreßten Lippen war er da abseits gestanden, und als er die weinende Frau begrüßte, da war es, als kennte er sie kaum, so ernst und fremd schien sein Gruß. Und der — der . . . Vor Frau Marie Bang entrollte sich die eine Szene wieder, die sie des Abends einst, als sie Georg holte, im Hause des Herrn Gerold miterlebt hatte, die Szene, aus der

heraus sie zum ersten Male fühlte, was alles auf dem Herzen dieses stillen Mannes lag. Und dann sah sie das Ende wieder klar vor Augen: Frau Gerold und Herrn Crispi in dem einen Zimmer, und ihn — Herrn Heinrich Gerold — mit den Kindern, bis es ihn auftrieb von dem Sitz am Harmonium, bis Spiel und Sang mit einem Mißklang zerissen und er an der Portiere der Tür, im Angesicht der beiden zusammenbrach.

Und diese beiden Menschen, die so durch Schuld verbunden waren, die wollten nun, da noch kein Jahr seit Heinrich Gerolds Tod verlossen war, trotz alledem sich jetzt die Hände reichen?

Frau Bang ergriff es wie ein Schwindel. Mit einer traumhaften Bewegung schob sie den Schöpflöffel, den sie noch immer in der Hand gehalten hatte, auf die Herdplatte, dann ließ sie sich matt auf den Küchenstuhl sinken.

War denn das alles möglich — konnte denn das sein?

Sie strich sich über die Stirn, als wollte sie das ganze Hirngepinst dieser Gedanken so beiseite streichen.

Ob es nicht vielleicht damals bei der Katastrophe doch so gewesen war, wie Frau Gerold den Hergang später dargestellt hatte? Ob sie der Frau nicht doch vielleicht Unrecht tat?

Starr ging der Blick der Frau Marie Bang ins Weite. Dann aber wiegte sie den Kopf. Nein . . . !

Sie sah sie wieder vor sich, so wie sie noch vor einer Viertelstunde im Zimmer nebenan ihr gegenüber gegessen hatte. Sie hörte das leise gurrende Lachen und die Reden, die zielbewußt, Wort für Wort, dem eigentlichen Zweck des Kommens näher gerückt waren. Nein, nein, das war schon alles so — ein Zweifel daran war nicht möglich!

Lange sah Frau Bang mit ernstem Augen so vor sich hin, dann aber zog ein Schein von Güte und von Liebe mit mitleidvoller Wehmut über ihr Gesicht. Es war die kleine Sephi wieder in den Kreis ihrer Gedanken getreten.

Frau Bang stand erst auf, als von draußen die Glocke ertönte — das Zeichen, daß Georg aus der Schule nach Hause kam. —

\* \* \*

Nun wußte Georg, daß er die Sephi wiedersehen würde, und die Tage vergingen ihm in der Sehnsucht nach dieser kommenden Zeit viel langsamer als sonst. All' das, was er sich ausgeträumt hatte an abenteuerlichen Phantasien, an seltsamen und wunderbaren Fügungen des Schicksals, die ihn und Sephi wieder sich zusammensuchen ließen, war beiseite geschoben durch diese schlichte Wirklichkeit: Frau Gerold war dagewesen; sie wollte wieder heiraten, und Sephi sollte für die erste Zeit, bis die neue Wohnung völlig eingerichtet war, hier bei seiner Mutter und bei ihm wohnen. So hatte ihm Frau Bang das damals dargestellt, als er nach Hause kam und in dem Zimmer stand, in dem ein süßlich milder Duft von Flieder noch an Frau Gerold gemahnte.

Ganz still, nur mit einem leisen Zittern in den Armen und in den Kniekehlen, das er kaum beherrschen konnte, hatte er damals den Worten seiner Mutter zugehört. Aber er hatte gefühlt, wie blaß er ward und wie das Herz ihm klopfte. Nur damit die Mutter das nicht merken sollte, hatte er dann versucht zu sprechen:

„. . . Sephi soll kommen . . .?“

Die Mutter breitete das Tisch Tuch aus, strich eine Falte glatt und legte die Bestecke auf. Ihm war's, als sähe sie ihn absichtlich nicht in die Augen, aber er war dankbar dafür.

„Ja — weißt', wir müssen uns halt dann einrichten. Entweder sie kriegt das Zimmer vom Herrn Schneeberger oder du schlaßt drüben und sie bei mir herüber . . .“

Er nickte. „Ich glaub', es wird besser sein, wenn ich drüben schlaf . . .“ Und ein Gefühl knabenhafter Freude, der Sephi den Platz im Zimmer der Mutter abgeben zu können, war in ihm zugleich mit dem männlichen Stolz, daß er dann ganz allein das Zimmer haben sollte, das ihm, so

lange Herr Schneeberger es bewohnt hatte, stets besonders würdig erschienen war.

Das alles war nun drei, vier Tage her, ihm aber schienen diese Tage wie ebensoviele Wochen. Ununterbrochen war er in Gedanken bei Sephi, malte er sich ihr Hiersein aus und sann er nach, was alles er ihr sagen und zeigen wollte, damit sie sich nicht langweilte. Manchmal ging sein Blick auch prüfend durch die Stube, über die alten Stahlstiche an den Wänden, die in den schmalen Goldleistenrahmen sachte immer mehr vergilbten, über die polierten Möbel, die auch nicht jünger geworden waren in all' den Jahren, über den breiten Ohrenstuhl und den Stichtisch der Mutter. Wenn ihr das alles nur gefallen konnte! Früher — das war was anderes — da war sie nur auf ein paar Stunden hier — nun aber würde sie doch lange bleiben . . . Er rückte nun selbst gern die Bettdecken zurecht, wenn sie nicht glatt und faltenlos lagen; er versuchte es, einer abgeseuerten Stelle im Leder des Lehnstuhles mit Linte wieder zu verlossener Jugendlichkeit zurück zu helfen, und als er sich erinnerte, in der Probenummer einer illustrierten Zeitung, die Herr Schneeberger einmal mit nach Hause gebracht hatte, im „Briefkasten“ ein Rezept „Stockflecken aus Papier zu entfernen“ gelesen zu haben, da kramte er die alte Nummer vor, nahm sich „Heinrich den Achten, der Katharina Howard verführt“ von der Wand und sah die unglückliche Frau des grausamen Tyrannen lange und prüfend an.

„In ein halbes Liter Wasser geben Sie dreißig Gramm pulverisiertes phosphorsaures Natron und bringen Sie diese Flüssigkeit dann zum Sieden; alsdann gießen Sie das Ganze in eine große flache Schale und legen den zu reinigenden Stuch in diese hinein . . .“

Mein Gott — eine so große flache Schale hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen! Mit einem Seufzer hing er die stockfleckige vierte Gattin des Königs wieder an ihren alten Platz.

Aber während er so in Gedanken immer bei Sephi war und ihrem Kommen sehnsüchtig entgegenträumte, war doch ein Gefühl von Unfreiheit in ihm, wenn das Gespräch auf sie kam. Ihm war es dann immer, als müßte er verbergen, wie sehr es ihn beglückte, von ihr reden zu hören, und wenn die Mutter gar mit Fragen in ihn drang: „Sag' — freuest du dich denn gar nicht, daß sie kommt? Ihr habt euch doch immer so gern gehabt . . .“ dann konnte es wohl sein, daß er in einer Aufwallung von knabenhaftem Trotz mit ein paar gleichgültigen überlegenen Worten antwortete — mit Worten, die ihn dann selber quälten, die ihm, wenn er an sie dachte, noch nachträglich das Not der Scham in die Wangen trieben, und die er seiner Freundin dann, wenn er des Nachts im Bett lag, mit heißer Reue in Gedanken abbat. —

Etwa acht Tage nach dem Besuch der Frau Gerold bekam Frau Bang des Morgens, als Georg eben weggegangen war, einen Brief, der Herrn Schneebergers Handschrift auf der Adresse zeigte und am Kopfe des Umschlages die Firma seiner Buchhandlung trug.

Mit einer unbestimmten Erregung öffnete sie das Hantkuvert. Die Freude, daß der alte Freund sich nun doch wieder meldete, stritt in ihr mit der Sorge, was in dem Brief wohl stehen mochte, so sehr, daß ihre Hände leise zitterten. Dann las sie die wenigen Zeilen.

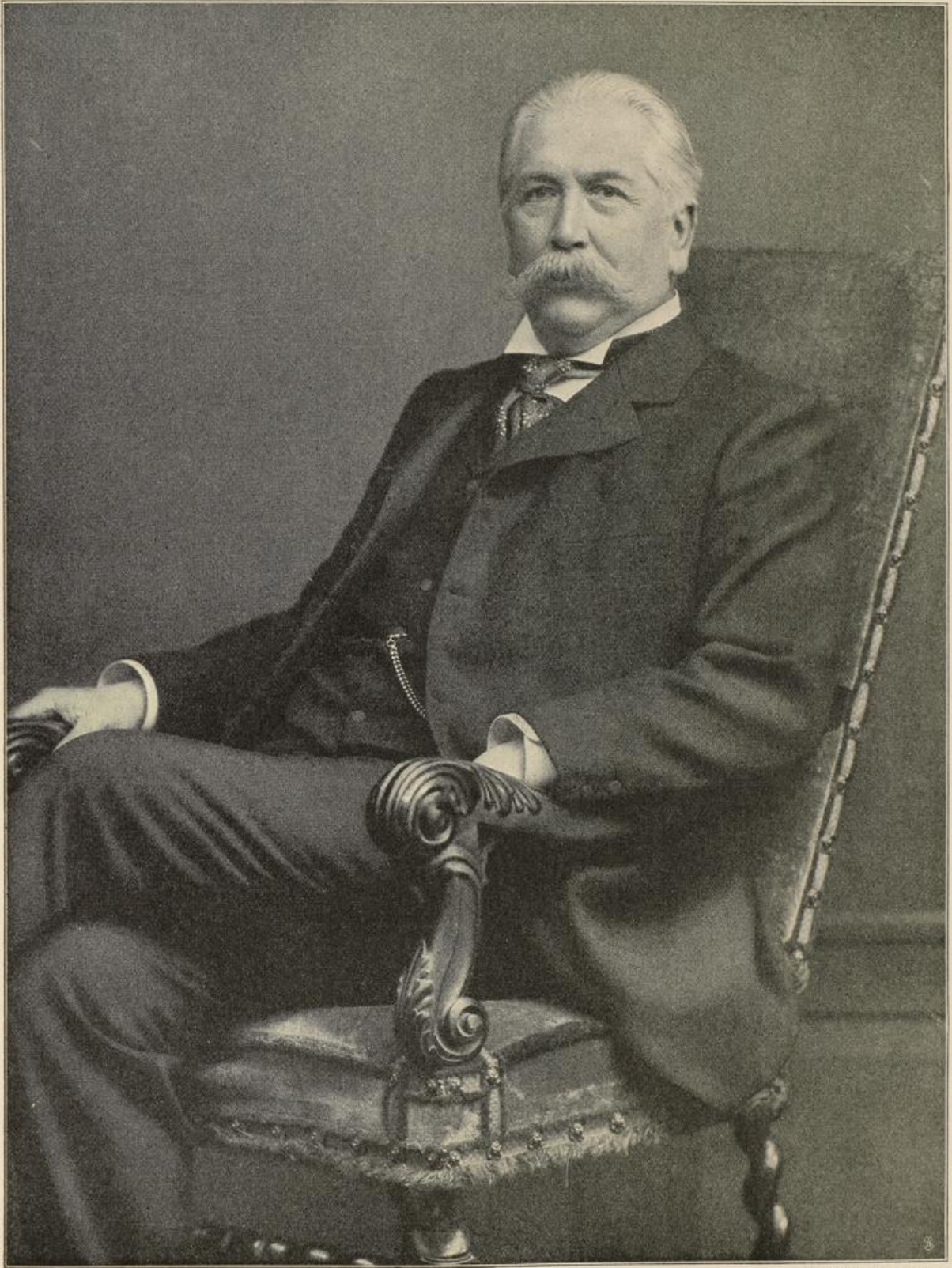
„Liebe Frau Bang!

Ich möchte Sie bitten, heute mit dem Georg zu mir in das Geschäft zu kommen, da ich in der Sache der weiteren Ausbildung des Bubens mit Ihnen sprechen möchte. Von zwei bis vier Uhr treffen Sie mich allein, weil mein Gehilfe um diese Zeit zu Tisch geht.

Mit freundlichem Gruß

Ihr Franz Schneeberger.“

Frau Marie Bang faltete das Schreiben zusammen und legte es auf ihren Nähtisch.



Adolf von Kröner.

Dr. Brandes, Stuttgart, phot.

Zwischen Zwei und Vier also! dachte sie, und ein Gefühl der Erleichterung war in ihr, als sie sich dann an die Arbeit setzte und, während ihre Finger fleißig schufen, den Gedanken nachhing. Das war der echte Herr Schneeberger, der sich da wieder zeigte — der sich des alten Versprechens erinnerte und ihre Sorgen auch jetzt noch teilte, trotz dessen, was später geschehen war. Sie sah ihn vor sich, mit dem Gesicht, das mürrisch und ungeduldig schien und doch im Grunde so gutmütig und voll von Anteilnahme war, sie hörte förmlich sein kurrendes, abgerissenes Rasonieren und freute sich darauf, ihm wieder die Hand geben zu können. Der Brief hier war ein Zeichen, daß sie und Georg den alten Freund nicht verloren hatten, daß sich nun an die stillen Wochen, in denen er nichts hatte von sich hören lassen, aufs neue ein Verkehr und ein Zusammengehen knüpfen werden. Ob sie ihm etwas mitbringen konnte? Vielleicht, wenn sie noch rasch einen Gugelkuchl buk — den aß er ja so gern . . . ? Sie schüttelte den Kopf — nein, diesmal nicht — aber zum Sonntagabend wollte sie ihn einladen — da konnte sie dann seine Liebingspeise machen: Beuschel und Semmelnödel. Dann mußte sie an Georg denken. „Seine weitere Ausbildung . . .“ Ob Herr Schneeberger ihn vielleicht in sein Geschäft als Lehrling nehmen wollte? Den Plan, den Buben in einer auswärtigen Handlung lernen zu lassen, den er früher öfter erwähnte — den hatte er ja doch hoffentlich aufgegeben! Eine drängende Angst kam über sie bei dem Gedanken. Nein, nein — nur das nicht! Nur nicht zu fremden Leuten, nur nicht fort von ihr! Da mußte der Herr Schneeberger auch ein Einsehen haben — Mutter und Kind — nein, keine Trennung von dem Einzigen, der ganz zu ihr gehörte! . . .

Aber Herr Schneeberger hatte dieses Einsehen nicht, und das erkannte Frau Bang des Nachmittags, als sie ihm mit Georg im kleinen Buchladen gegenüberstand.

Gleich der Empfang war doch wieder anders gewesen, als sie ihn sich gedacht hatte. Hinter einem hohen Stapel von Büchern hatte der Herr Schneeberger seinen Kopf hervorgereckt, als sie mit dem Buben in den Laden eingetreten war.

„Ah — Frau Bang . . . Guten Tag — einen Augenblick bitte — setzen Sie sich nur derweil.“ Und er tauchte mit dem Kopf wieder unter hinter seinem Bücherwall und frante raschelnd und polternd dort herum. Erst nach einer Weile kam er dann vor zu seinen Besuchern, rückte an der Brille und streckte Frau Bang und dann Georg die Hand hin.

„Müssen schon entschuldigen — aber die Arbeit geht natürlich vor. 'Is schön, daß S' kommen sind — hm — ja, also wegen dem Georg! Haben S' Ihna's also überlegt, Frau Bang? Und der Bua — möch'st also Buchhändler werd'n, Georg?“

Frau Bang blickte den Buben an und dann Herrn Schneeberger. „Wir sind Ihnen ja so dankbar für Ihre Hilfe dabei!“ sagte sie. „Ich hätt' mir ja gar nicht zu helfen g'wußt, wenn ich's allein hätt' machen sollen. Und daß Sie jetzt, wo Sie doch selbst so viel zu sorgen haben, doch an uns denken . . .“

Herr Schneeberger schob ein paar Bücher auf dem Ladentisch zurecht und fingerte dabei nervös über die Umschläge der Bände hin.

„Na ja — na ja, Frau Bang, schon gut. A jeder tut halt, was er kann. Und jetzt is' in vierzehn Tagen die Schul' aus — i' mein, da wird's Zeit, daß man sich ausspricht und entscheid't. Versprochen hab' ich's damals, daß ich mich umschau' für den Georg . . . also! Ich hab da . . .“ er ging um den Ladentisch herum, öffnete die Klappe seines Pulkes und nahm ein blaues Mäppchen heraus, das er vor sich hinlegte. „Also ich hab' da die nötigen Schritte gleich getan, und die Sach' is' eigentlich in Ordnung — verstanden?“

Frau Bang nickte zaghaft. Mein Gott, sie wußte ja noch gar nicht, was für Schritte das sein sollten. Sie sah Herrn

Schneeberger mit einer bangen Erwartung an, und bei all ihrer Sorge mußte sie denken: Nein, solche Kragen hat er bei mir doch nicht tragen müssen — so schlecht gestärkt und so schlampert gebügelt!

Nun schlug Herr Franz Schneeberger sein kleines Altknöpchen auf, blätterte in den wenigen Briefen, die darin lagen, räusperte sich dann ziemlich geräuschvoll und begann wieder zu sprechen. Ein leises Vibrieren lag dabei in seiner Stimme, wemgleich er sich Mühe gab, das zu unterdrücken:

„Ja — also Frau Bang — daß wir das gleich vorwegnehmen: hier in Wien is' nix . . .“

Er hielt einen Augenblick ein und sah auf Frau Bang. Aber sie sagte nichts, nur ganz ängstlich blickte sie ihn an, und ihre Hand tastete in einer unwillkürlichen raschen Bewegung nach Georg.

„Wann einer ‚Maler‘ lernen will, muß er nach München geh'n, und wann einer ‚Buchhändler‘ werd'n will — ein ord'ntlicher deutscher Buchhändler — dann muß er eben in Leipzig lernen. So haben's beinah' alle bedeutenden Buchhändler g'macht — net nur draußen im Reich, auch bei uns herüben in Osterreich. Und d'rum jag' ich: will der Georg den Buchhandel lernen — so muß er nach Leipzig . . . Ich hab' also an mein' dortigen Kommissionär, an den Herrn Felix Gutkind geschrieben, und da hab' ich gestern nach verschiedenen Unterhandlungen seinen letzten Bescheid bekommen. Da schreibt er mir also . . .“ Herr Schneeberger unterbrach sich, blätterte in den Briefen und überlas einen von diesen mit murrender Stimme. „Ja — also . . . erkläre ich mich bereit, den Knaben, von dem Sie mir schreiben und welchen Sie mir so sehr empfehlen, als Lehrling in mein Haus aufzunehmen. Ich würde dafür Sorge tragen, daß er in alle Arbeiten unseres Berufes vollen Einblick bekäme und daß er diese auch alle selbständig erledigen lernte. Die Lehrzeit beträgt drei Jahre. Wegen einer passenden Pension habe ich mich gleichfalls umgesehen. Ich habe einen verheirateten Gehilfen, Herrn August Thienemann, der wäre bereit, dem Knaben ein bescheidenes Zimmer einzuräumen und ihn in Pension zu nehmen. Herr August Thienemann ist ein sehr verlässlicher tüchtiger Buchhändler, so daß man ihm den jungen Mann ruhig anvertrauen kann. Wegen der Pensionskosten . . .“ Herrn Schneebergers murrender Vortrag ging in ein unverständliches Gebrumme über, dann klappte er den Brief zusammen. „Na ja, also, das betrifft dann noch ein paar geschäftliche Fragen, die zwischen mir und dem Herrn Gutkind in Ordnung gebracht werden. Für uns handelt es sich jetzt einfach d'rum: paßt Ihnen das, Frau Bang? Und kann der Georg dann also in sechs — acht Wochen reisefertig sein? . . .“

Frau Bang hatte den einen Arm um den Buben gelegt und ihn so fest an sich gezogen. Ein nasser Schleier war ihr vor die Augen getreten, und durch den sah sie nieder auf die bunten Umschläge der Bücher auf dem Ladentisch, deren Umrisse und Farben vor ihrem Blick immer mehr ineinander verschwammen.

„Mutter,“ sagte Georg, „liebe, gute Mutter —“ Er hielt ihre Hand und strich mit seinen Fingern immer wieder leise darüber hin.

Da schüttelte sie den Kopf mit einer hastigen Bewegung, machte sich los und tastete suchend nach dem Taschentuche.

„Aber, Frau Bang, geh'n S', was wär' denn das?“

Ein leises Schütteln ging durch sie, und ehe sie noch mit dem Taschentuch zu Hilfe kommen konnte, war eine schwere Träne herniedergetropft auf eines der Bücher, die da vor ihr lagen. Da sah der runde, naße Tropfen nun, breit und mit zerprühten Rändern.

Von draußen wurde die Tür geöffnet, und ein Herr trat ein und verlangte ein Buch, das er im Schaufenster gesehen hatte.

Herr Schneeberger grüßte, nickte und schielte dabei heimlich unter der Brille hinüber nach Frau Bang. Dann öffnete er das Schaufenster, und während er das Buch herein-

nahm, dachte er: Was sich der denken wird, wenn er die Frau weinen sieht hier im Geschäft! Ganz verlegen und unsicher war ihm dabei zumute. Und nur um den Käufer abzulenken, sprach er, während er nun das Buch einpackte: „Wird jetzt sehr stark gekauft, soll was ganz Besonderes sein. So, bitte!“ Dann nannte er den Preis, der Kunde zahlte und ging.

Als Herr Schneeberger die Tür hinter ihm geschlossen hatte, schritt er auf Frau Bang zu; unschlüssig stand er einen Augenblick vor ihr, dann tat er etwas, was ihm noch niemals früher in den Sinn gekommen war, er nahm sie fest bei beiden Armen, daß sie ihm in die Augen sehen mußte, und sprach so zu ihr. Und, seltsam, seine Stimme war dabei weich und zurendend warm, daß er selbst darüber staunte:

„Na, jetzt vernünftig sein, Frau Bang! Schau'n S', einmal muß's ja sein. Der Bub soll doch was Ordentliches werden — gelt? Na also! Immer können S'n ja doch net b'halten, und draußen im Reich wird er ein ganzer Kerl; 's gibt für an' Wiener keine bessere Schul', da kriegt er um das Weiche — zu Weiche — a bisserl a härtere Rinden herum, und das braucht's. Also sei'n S' g'scheit, Frau Bang, geh'n S', a Frau wie Sie! — So — schön abtrocknen die Tränen — seh'n S' — jetzt sind S' gleich noch amal so schön. Ja, und da unten, auf dem Büchel, die Überschwemmung dürfen S' schon auch abtrocknen — na also, jetzt können S' ja schon wieder lachen! Bravo! Ja, Georg,“ er fuhr dem Buben mit der Hand derb über das Haar, „das is' a Frau, deine Mutter, der mußt' schon Ehr' machen draußen —“

Frau Bang hatte mit dem Taschentuch gehorjam auch den Tränentropfen von dem Buche weggetupft. Ihr war leichter geworden unter dem Griff der beiden Hände, die ihre Arme umspannt gehalten hatten. Ein Gefühl und Erkennen, daß sie auch dann, wenn der Bub nicht mehr bei ihr war, doch

nicht ganz einsam sein würde, ging in ihr auf; sie wußte nun, daß dieser treue alte Freund ihr und dem Georg auch in jener Zeit zur Seite stehen werde. Nun sah sie unter neuen Tränen ein wenig lächelnd Herrn Schneeberger an.

„Mein Gott — daß Sie's gut meinen, weiß ich ja — und keinem anderen tät' ich sonst den Buben anvertrauen als Ihnen . . .“

„Na seh'n S', Frau Bang — das is' vernünftig —“. Er nickte ihr zu und klopfte ihr leise auf den Rücken.

„Vernünftig . . .? Mein Gott . . .“ sie wollte wieder das Taschentuch nach oben führen . . . „für eine Mutter ist das Vernünftigsein oft gar so furchtbar schwer . . .“

Doch da griff Georg nach ihrer Hand und küßte sie. „Mutter — aber, wenn ich dann wiederkomm' und was bin — wenn ich dann viel Geld verdien', dann sollst du's auch so gut haben . . .“

Sie zog ihn an sich und küßte ihn wieder, und Herr Schneeberger lächelte mit seinem ironisch gutmütigen Gesicht dazu, obwohl soeben die Tür wieder geöffnet wurde und der Gehilfe, dessen Mittagszeit beendet war, eintrat.

„Natürlich!“ sagte Herr Schneeberger. „Nur verzärteln und verpimpeln den Buben — höchste Zeit is', daß er 'nauskommt!“ Und besonders laut, wie wenn er wollte, daß der Gehilfe die Worte hörte, setzte er dann hinzu: „Also Frau Bang, was haben wir heut? Freitag, na ja, also, ich komm' am Sonntagnachmittag auf eine Stund' zu Ihnen, und dann berehen wir die ganze Sach' noch einmal genau. Überlegen S' Ihnen derweil alles — über die Hauptsach' sind wir ja einig . . .“

Und als Herr Schneeberger dann am Sonntag kam, da wurden in der Tat die Einzelheiten alle durchgesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

## Adolf von Kröner.

Mit dem Bildnis Seite 437.

Wieder kann die „Gartenlaube“ zu frohem Feste eines der Ihrigen gedenken und ihre Wünsche dankbar einem Mann darbringen, der den besten Teil seiner gewaltigen Arbeitskraft in treuer Hingabe ihrer Pflege weihte. Adolf von Kröner, der frühere langjährige Besitzer und Herausgeber der „Gartenlaube“ und zugleich einer der hervorragendsten deutschen Verlagsbuchhändler der Gegenwart, feiert am 26. Mai in rüstiger und ungeschwächter Arbeitsfreude seinen siebenzigsten Geburtstag.

Als nach dem Tode des Gründers der „Gartenlaube“ mancher Käufer auf den Plan trat, hat sich die Witwe Ernst Keils doch erst zum Verkauf entschlossen, als Adolf Kröner 1883 das Blatt erwerben wollte. Die „Gartenlaube“, das teure Vermächtnis ihres tief betrauertem Gatten, war ihr kein Geschäftsobjekt, sondern ein Stück ihres Lebens, das sie nur in die Hände eines Mannes zu legen entschlossen war, der ihr des größten Vertrauens würdig erschien. Die folgende Zeit gab ihr recht. Adolf von Kröner verstand es, das Blatt ganz im Sinne Ernst Keils weiterzuführen und mit starkem literarischen und künstlerischen Verständnis den Anforderungen der fortschreitenden Zeit anzupassen. Seiner rastlosen und liebevollen Arbeit und seinem klaren Blick für alles wirklich Gute ist es in erster Linie zu verdanken, daß es dem Blatt Ernst Keils beschieden blieb, auch heute noch zu sein, was es zu seines Gründers Tagen war: das verbreitetste und bedeutendste Volks- und Familienblatt deutscher Zunge.

Unseren Lesern sind die Jahrgänge von 1884 ab so frisch in Erinnerung, daß wir nicht ausführlich darauf hinzuweisen brauchen, wie trefflich Adolf Kröner es verstand, die besten Männer der Wissenschaft und die ersten Meister der Erzählungskunst für die „Gartenlaube“ zu gewinnen. Eine Persönlichkeit

von kraftvoller, echt deutscher Eigenart und ausgesprochen künstlerischem Zug, hat er von Anfang an seine reichen Beziehungen zu den Größen der Literatur zum Besten der „Gartenlaube“ zu nutzen gewußt. Aber nicht nur die anerkannten Meister, wie Paul Heyse, Adolf Wilbrandt, Marie von Ebner-Eschenbach, Spielhagen, Wilhelm Raabe und Fontane, führte er mit erlesenen Werken dem weiten Freundeskreise der „Gartenlaube“ zu, auch als Entdecker werdender Größen, als Förderer aufstrebender Talente, von denen er sich Reife erhoffte, hat er sich immer wieder ganz wunderbar bewährt. Die Namen Ludwig Ganghofer, W. Heimburg und J. C. Heer mögen in diesem Sinne statt vieler weiteren hier genannt sein.

Im Jahre 1903 trat Adolf Kröner von der Leitung der „Gartenlaube“ zurück, nachdem er auch den Verlag anderen Händen übergeben hatte. Sein Geist aber lebt weiter in dem Blatt, das der Überlieferung Ernst Keils und Adolf Krönere treu geblieben ist und bleiben wird.

Wie in den Annalen der „Gartenlaube“, so ist aber auch in der Geschichte des deutschen Buchhandels der Name „Adolf von Kröner“ mit goldenen Lettern verzeichnet. Bald nach Absolvierung des Eberhard Ludwig-Gymnasiums in seiner Vaterstadt Stuttgart wendete er sich dem Buchhandel zu, den er in München in der Nieggerschen Buchhandlung erlernte. Sein brennendes Interesse für Literatur brachte ihn schon damals in persönliche Berührung mit den hervorragendsten Dichtern, die Maximilian II. an seinem Hofe versammelt hatte. Erst 23 Jahre zählte Kröner, als er die Hof- und Kanzleibuchdruckerei von Gebrüder Mäntler in Stuttgart erwarb, eine alte Firma, zu der schon Schiller in geschäftlicher Beziehung gestanden hatte, die aber bei der Übernahme durch Kröner nur geringe Bedeutung besaß. Und von da ab begann sein starkes,



Die Schlesischen Schützen bei Vauchamps unter Hauptmann von Neumann am 14. Februar 1814.  
Gezeichnet von Knöfel.



selbständiges Wirken im Rahmen seines Berufes. Schon 1860, ein Jahr nach dem Erwerb der Druckerei, gründete er eine Verlagsbuchhandlung, die erst volkstümliche und belletristische Werke, dann aber auch Jugendschriften und Prachtwerke herausgab. Schritt für Schritt in eiserner Beharrlichkeit förderte er seine Unternehmen, schuf er sich Achtung, Ansehen und Verehrung im Kreise seiner Berufsgenossen. Und so war aus dem jungen und bescheidenen Anfänger gar bald ein Großer und ein Führender geworden, um den sich immer enger Freunde und Anhänger scharten.

An die Spitze des „Börsevereins der deutschen Buchhändler“ berufen, hat er durch lange Jahre mit seinem großen Organisationstalent zur Festigung dieses bedeutenden Kulturträgers unendlich viel getan; als unerchrockener Vorkämpfer gegen die Schleuderei hat er dem Sortimentsbuchhandel die Grundlage gedeihlicher Entwicklung geschaffen, und in allen großen Fragen, die das Wohl und Weh des deutschen Buchhandels berühren, steht heute noch Adolf Kröner als unentwegter Kämpfer in erster Reihe auf dem Platze.

Wie Kröner sein großes Können und seine schier unermüdlige Arbeitskraft in den Dienst der Allgemeinheit stellte, so hat er als Verleger nicht nur durch die „Gartenlaube“ unserem Volk unvergängliche Gaben deutscher Wissenschaft und Kunst vermittelt, sondern auch als Inhaber der Cotta'schen Verlags-

buchhandlung der Öffentlichkeit ein Werk zugänglich gemacht, das als das teuerste Vermächtnis des großen Kanzlers nicht allein in unserem Vaterland, sondern in der ganzen gebildeten Welt heilig gehalten wird. Es sind die „Gedanken und Erinnerungen“ von Otto Fürst von Bismarck, und es ist kein Geheimnis, daß Adolf von Kröner durch seinen persönlichen Einfluß den Entschluß des Alt-Reichskanzlers zur Herausgabe dieser Bücher erst zur Reife und Vollendung gebracht hat.

Jahrelang war Adolf Kröner der geistige Leiter und fleißigste Arbeiter in dem großen Verlag der „Union Deutsche Verlags-Gesellschaft“ zu Stuttgart, bis er sich 1903 auch von ihr zurückzog, um ganz allein dem Ausbau des Cotta'schen Verlages sich zu widmen. Die jüngsten groß angelegten Schöpfungen des altberühmten Klassikerverlages — die neuen Goethe- und Schiller-Ausgaben — zeigen am besten, wie reich die Erfolge von Krönere's Schaffen auch hier wiederum sind.

Wenn daher heute, wo Adolf Kröner auf siebenzig Jahre eines mühevollen und erfolgreichen Lebens zurückschaut, ihm so mancher warme und volltönende Glückwunsch entgegenrauscht, so hat er ihn ehrlich verdient. Möge ihm, dem treuen Arbeiter im Dienste einer guten Sache stets der beste Teil des Lebens war, noch manches Jahr ungeschwächten Schaffens beschieden sein!

## Unser Wille und seine Erziehung.

Von Professor Dr. Max Haushofer.

Rein tierisch ist im Menschen das Begehrungsvermögen, das auch kleine Kinder, Geistesranke und sonst der Überlegung unfähige Menschen zu Auserungen eines Verlangens und zu Handlungen antreiben kann. Zum Wollen wird das Begehren erst, wenn es sich vereinigt mit dem Nachdenken über die Erreichbarkeit des Begehrten. Weist der prüfende Verstand die Unerreichbarkeit des Begehrten nach, und ist das Begehren dennoch zu stark, um zu verschwinden, so bleibt es im Menschen als Wunsch.

Der Wunsch ist ein traumhafter schwärmender Begleiter des nüchternen wachen Willens; sein Gegner und sein Freund zugleich.

Er ist sein Gegner, weil er den Menschen erfüllt mit Sehnsucht nach Hohem und Unerreichbarem, statt ihn beständig hinzulenken auf das Erreichbare und ihn in jene Bahnen zu bringen, die zwar zu kleineren, aber wirklichen Erfolgen führen. Der Wunsch erschleicht dem Menschen farbenreiche schimmernde Himmel, die aber immer wieder zerfließen; er läßt die Seele fliegen, aber nur um sie stets wieder aufs schmerzlichste fühlen zu lassen, daß dieser Flug Traum und Täuschung war. Der Wille dagegen läßt den Menschen zwar nur schreiten, aber unablässig und nach feststehenden Zielen hin.

Und dennoch ist der Wunsch auch ein starker und spornender Freund des Willens. Denn das, was einmal unerreichbar ist, bleibt es nicht immer; es kann unter anderen Verhältnissen erreichbar werden. Und oft genug hat das im ganzen Unerreichbare einen oder den anderen erreichbaren Teil. Indem der Wunsch den Menschen an das Unerreichbare hinführt, erweitert er ihm da und dort die Grenzen des Erreichbaren. Der Wille ohne Wunsch bleibt zu nüchtern und kühl, um das Größte zu wagen, um den leuchtendsten Zielen zu folgen.

Wünsche brauchen nicht erzogen zu werden. Die erwachsen im Menschen von selbst, als ein Erzeugnis des Begehrungsvermögens und der Phantasie, aber auch des Nachahmungstriebes. Schön und vornehm sind sie, wenn die Phantasie vornehm ist; niedrig und gemein, wenn die Phantasie im Gemeinen sich bewegt; Alltagsausgeburten, wenn die Phantasie nicht eigenartig ist. Nein, Wünsche brauchen nicht erzogen zu werden. Sie durchgaufeln das Dasein genügend mit der

berückenden Leichtigkeit ihrer Entstehung und den schmerzlichen Enttäuschungen ihres Zerflatterns.

Aber der Wille, dieser besonnene Genosse des Wunsches, kann und soll erzogen werden.

Der Wille an sich ist bloß eine Kraft, die sich entweder tätig und schaffend oder duldbend und ausharrend erweisen kann; eine Kraft, die beständig der Überlegung bedarf, um geleitet zu werden, von der Gutes oder Böses ausgehen kann — je nach dem Punkt, auf den sie gestellt, und nach dem Wege, auf den sie geleitet wird. Um diese leitende Überlegung aber handelt sich's hier nicht, sondern bloß um die Erziehung der Willenskraft.

Die Ausstattung der einzelnen Menschen mit Willenskraft ist von Hause aus verschieden, um so verschiedener, je höher die Kulturentwicklung. Aus dem Schoße einer und derselben Familie können willensstarke und willensschwache Kinder hervorgehen. Es ist aber eine Eigenschaft des stärkeren Willens, daß er sich, mit und ohne Überlegung, auf Kosten des schwächeren noch immer weiter stärkt. Der stärkere Wille wird zum Führer und zum Verführer, zur Stütze und zum Halt des schwächeren; und dadurch gewinnt er immer mehr an Kraft.

Die Erziehung der Willenskraft erfolgt teils durch andere, teils durch denjenigen selbst, um dessen Willenskraft es sich handelt. Die erste Aufgabe der Erziehung der Willenskraft liegt darin, daß dem Menschen ein Urteil beigebracht wird über die Frage, ob seine Willenskraft schwächer oder stärker ist als die derjenigen Menschen, mit denen er zumeist verkehrt. Heranwachsenden Kindern bringt schon ihr Instinkt dieses Urteil bei: bei ihren Spielen und Unternehmungen übernimmt der stärkste Wille die Führung; die anderen leisten Gefolgschaft. Häufig genug kommt es dabei vor, daß dem stärkeren Willen des einen die höhere Begabung des anderen gegenübersteht. Dann siegt wohl einmal die höhere Begabung, aber der stärkere Wille folgt ihrem Rat, aber für die Dauer bleibt er der Herr.

Die Erziehung des Willens durch andere bildet einen Teil der Erziehungslehre. Letztere hat sich in der Pädagogik zu einer eigenen, reichen, wissenschaftlichen Disziplin ausgebildet, auf deren Ergebnisse hinsichtlich der Willenserziehung hier nicht

weiter eingegangen werden kann. Hier soll es sich ja nur um die Frage handeln, ob der Mensch, der der Erziehung durch die Familie und durch die Schule schon entwachsen ist, imstande sein wird, an der Erziehung seines Willens zu arbeiten; welche Mittel und Richtelehren ihm dafür an die Hand gegeben werden können.

Aus der Erziehung, die er durch die Familie und durch die Schule genossen hat, nimmt der in die Kämpfe des Lebens eingetretene Mensch wohl nur in seltenen Fällen eine klare Einsicht in die Stärke seiner eigenen Willenskraft mit. Dort ist er in einen bestimmten Kreis von Pflichten eingezwängt worden; es wurde mehr Gehoriam als selbsttätige Willenskraft von ihm verlangt; manche Willensanstrengungen werden ihm auch erspart durch das Bewußtsein, unter fortwährendem Schutze zu stehen. Tritt er aus diesem schützenden Kreise aber hinaus in die Stürme des Lebens, so treten auch ganz andere, neue Anforderungen an ihn heran. Nun gilt es, sich ein Einkommen, Achtung und Geltung im Kreise der Mitlebenden zu schaffen, seinen Bildungsschatz selbständig zu vermehren, geistige und körperliche Fähigkeiten zu entwickeln und zu stählen, geduldig das abzuwarten, was nach vernünftigem Ermessen nicht zu beschleunigen ist, körperliches und seelisches Leid mit Würde zu ertragen und heranschleichenden Versuchungen, die auf üble Wege führen könnten, zu widerstehen.

Das Richtige in Hinsicht auf Lebensführung zu erkennen, ist nicht schwer; dazu erhält der Kultur Mensch genügende Anweisung, wenigstens in der Regel. Es ist auch nicht schwer, das Richtige zu wollen, sofern dabei keine überdurchschnittlichen Anforderungen an die Willenskraft gestellt werden. Die schweren Aufgaben für die letztere kommen erst, wenn Ungewöhnliches von ihr geleistet oder ertragen werden soll.

Die Selbsterziehung der Willenskraft hierfür muß damit beginnen, daß man die vollständige und treueste Erfüllung der Alltagspflichten und die klaglose und ruhige Erduldung des kleinen alltäglichen Ungemachs als etwas ganz Selbstverständliches ansieht; daß man diese Durchschnittsleistungen der Willenskraft geradezu als das mindeste betrachtet, das sie ausüben muß, um nicht einzurosten.

Nur wer dieser Anforderungen seiner Willenskraft völlig sicher ist, kann dann darangehen, ihr größere Aufgaben zu stellen. Aber nur die wenigsten, im Schoße des Wohlstandes gebetteten, mit Gesundheit und Bildung reich ausgestatteten Menschen sind genötigt, ihrer Willenskraft zu deren Ausbildung künstlich Aufgaben zu suchen. Für die übergroße Mehrheit der Menschen stellen die Gelegenheiten zur Übung und Erziehung des Willens ganz von selber sich ein. Diese Gelegenheiten lassen sich in drei Gruppen scheiden. Sie bestehen erstens in jenen Berufspflichten, die dem Menschen einen gewissen Rahmen für stärkere oder schwächere Willensanstrengung lassen; es ist zweitens das kleine und große Mißgeschick des Lebens, das mit mehr oder weniger Ruhe und Würde getragen werden kann, und es sind drittens die Lebensgenüsse, auf die man mit mehr oder weniger Gleichmut und Großherzigkeit verzichten kann.

Von keinem Menschen verlangt das Schicksal eine immer gleiche Anstrengung seiner Willenskraft. Vielmehr lassen sich gerade in Hinsicht auf die Dauer der Willensanstrengung die größten Verschiedenheiten beobachten. Wenn auch die Sitte der Kulturvölker einen Sonntag und neben ihm sechs Werk-tage geschaffen hat: das ist eine Schablone, in die das Leben der breitesten Schichten gepreßt ist. Wer nicht zu den breitesten Schichten gehören, sondern über sie hinaus steigen will, der muß vor allem begreifen, daß sein Leben sich nicht in die gemeinüblichen Vorstellungen von Ruhe und Anstrengung, von Pflicht und Pflichtlosigkeit blindlings einpressen lassen dürfe. Er muß wollen können, auch in solcher Zeit, wo die meisten glauben, daß sie ihren Willen gewohnheitsmäßig nicht anstrengen brauchen. Der willensstarke Mensch darf zum Vorbilde nie die Ruhe anderer, sondern immer nur die Energie der anderen sich nehmen!

Jene Richtung der Willenserziehung aber, die den einzelnen sich zwingen läßt, über den Kreis seiner vorgeschriebenen Pflichten hinaus tätig zu werden, ist es jedenfalls, die für die Gesamtheit den größten Wert hat.

Die stärksten Feinde der Willenserziehung sind Bequemlichkeit und Gewohnheit. Das Leben bietet mancherlei kleines Ungemach. Letzterem kann man häufig ausweichen; man kann es anderen zum Ertragen aufbürden, wo man es selber tragen sollte; man kann es durch andere von sich abwehren lassen. Wer aber seinen Willen erziehen will, geht diesem Ungemach nicht aus dem Wege, läßt es auch nicht für sich durch andere ertragen oder abwehren, sondern hält ihm stand. Die Methode dafür ist eine andere, je nachdem es sich um ein Ungemach des Körpers, des Gemüts oder des Geistes handelt.

Körperliche Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten sind Kälte, Hitze, Nässe, Hunger und Durst, starke Anstrengungen, Mangel an gewohntem Komfort. Solchem Ungemach Trost zu bieten, ist eine erste Aufgabe aller Willenserziehung; man braucht es gar nicht geflissentlich aufzusuchen. Man soll sich nur durch dieses von nichts abhalten lassen, was man für richtig hält. Daß er körperliche Schmerzen und Krankheiten erdulde, wo er sie durch ärztliche Hilfe von sich abwenden könnte, wird von keinem vernünftigen Menschen verlangt. Dem der Wert des Lebens und einer gesunden Lebensbetätigung steht noch über der Willenserziehung.

Damit die Überwindung körperlichen Ungemachs zu einer anmutigen Tätigkeit gemacht werde, hat die Kultur den Sport erfunden. Er stellt die Willenskraft freiwillig aufgesuchten Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten und Gefahren gegenüber. Richtig begriffen, von törichter Eitelkeit und Vereinsseitigung freigehalten, bleibt er ein wertvolles Erziehungsmittel des Willens. Er führt zur Kraft, zur Verachtung der Bequemlichkeit, zum Wagnis. Menschen, die keinerlei Sport betreiben, altern früh, weil sie den Willen zur dauernden Jugend nicht haben.

Anderer kämpft der menschliche Wille gegen jenes Ungemach und jene Stürme, denen das Gemüt ausgesetzt ist. Menschen, die von kleinauf hartes Gemüt und kaltes Blut zum Erbteil haben, brauchen ihren Willen nicht zur Widerstandskraft gegen Gemütsregungen zu erziehen. Aber die Leidenschaftlichen, die Heißblütigen, die Menschen mit sehr empfindsamem Gemüt: die müssen sich immerfort selber befehlen: Beherrsche dich! Bewahre dir kaltes Blut und sei stark! Und man soll den Gemütsbewegungen nicht ängstlich aus dem Wege gehen, sondern sie entgegennehmen, wie sie kommen, und sie so ertragen, wie man sich denken kann, daß der Stärkste sie erträgt. Man muß sich immer sagen können: Ich will der Freude und der Trauer die Türen meines Empfindens auf tun; aber weder die eine noch die andere soll mich überwältigen!

Die Erziehung des Willens in dieser Richtung ist nur möglich mit Hilfe jenes betrachtenden Gedankens, der das eigene Schicksal als einen winzigen Bruchteil eines großen Weltenschicksals und das letztere als einen ungeheuren Strom von ewigem Wechsel erfäßt.

Unablässige Gedankenarbeit ist es auch, die allein jene Unbequemlichkeiten besiegt, die sich in unser geistiges Leben drängen wollen. Alles, was wir nicht begreifen, aber begreifen möchten oder sollten, ist eine Unbequemlichkeit, die wir nicht einfach auf der Seite liegen lassen dürfen, sondern überwinden müssen. Wohl gibt es für jeden Erscheinungen und Tatsachen, die er nicht begreifen kann, weil ihm die zum Begreifen nötige Kette von Erkenntnissen fehlt. Das aber muß jeder denkende Mensch von sich verlangen, daß er begreifen lerne, was die Mehrheit zu begreifen gelernt hat. Ich will nicht dümmer sein als die anderen! Das ist der oberste Grundsatz, der den Menschen zur Denkarbeit erzieht und zu jenen Willensanstrengungen, die sich an sie heften.

Die Gewohnheit kann eine Helferin, aber auch ein starkes Hindernis bei der Erziehung des Willens sein. Sie ist eine Helferin, indem sie die Willenskraft von unwichtigen alltäg-

lichen Entschlüssen entlastet und dafür Willenskraft verfügbar macht für wichtigere und ungewöhnliche Entschlüsse. Und sie ist ein Hindernis, wo sie den Menschen so beherrscht, daß sie ihm Willensentschliefungen fast völlig erspart. Daher ist's eine wichtige Aufgabe der Willenserziehung, daß man beobachte, ob man im Bann seiner Gewohnheiten lebt oder diese beherrscht. Die Kleinigkeiten des Lebens der Gewohnheit zu überlassen, alles Wichtigere aber über die Gewohnheiten zu stellen und der freien und überlegten Willensentschliefung vorzubehalten: wenn man sich das zum Grundsatz macht, wird die Gewohnheit zur dienenden Magd des Willens, statt daß er zu ihrem Sklaven wird.

Die Gewohnheit hängt aber eng zusammen mit dem Berufsleben und der gesellschaftlichen Sitte. Die meisten Menschen sind in ihrem Arbeitsleben an bestimmte Regeln und Vorschriften gebunden; in ihrem Genußleben lassen sie sich von der gesellschaftlichen Sitte leiten; und in dem einen wie in dem anderen ist ihnen die Gelegenheit zu freien unabhängigen Willensentschliefungen abgeschnitten. Um in diesem Bann, den das Zusammenleben der Menschen schafft, die Fähigkeit zu selbständigen unabhängigen Willensentschliefungen nicht zu verlieren: dazu ist das köstlichste Mittel die Flucht in die Einsamkeit. Freiwillig aus dem Tagestreiben sich absondern: nur wer das kann, vermag überhaupt sich selber und auch seinen Willen zu erziehen. Nur zeitweilig braucht es zu geschehen. Dann bedeutet es kein ängstliches Zurückweichen vor den Aufgaben des Lebens, sondern ein Bestimmen auf sich selbst, auf die eigene Kraft und auf die Richtungen, die man letzterer zu geben hat. Wer immerfort bloß unter Menschen sein will, wer weder sein Arbeitsleben noch sein Genußleben freimachen kann von den Wechselbeziehungen zu anderen, von den Anleitungen, Anregungen und Verlockungen seines gesellschaftlichen

Kreises: der verlernt es mehr und mehr, einen eigenen Willen zu haben; er wird zu einem winzigen Mädchen in einer tausendteiligen ungeheueren Maschinerie.

Es ist eben ein großer Unterschied zwischen den täglich sich wiederholenden und den neuen und eigenartigen Außerungen der Willenskraft. An die ersteren gewöhnt sich der Wille, wie sich der menschliche Körper an bestimmte Bewegungen gewöhnt. Was die höchsten Anstrengungen der Willenskraft verlangt, das sind jene menschlichen Tätigkeiten, bei denen immer neue gewaltige Hindernisse sich vor dem zu erreichenden Ziele aufürmen, und sind die tragischen Schicksale, die ertragen werden müssen.

An die höchsten Anstrengungen der Willenskraft darf man nur denken, wenn man nie vor einer kleinen Anstrengung zurückschreckt, und wenn man es sich zum Grundsatz macht, sich Lebensziele zu wählen, denen große Hindernisse entgegenstehen, und dabei nicht bloß Nachtreter in den Spuren anderer, sondern selber Pfladfinder und Wegbahner zu sein, keiner Gefahr zu weichen. Die Menschen, an deren Willenskraft die stärksten Anforderungen gestellt werden, sind der Soldat im Kampf, der Entdeckungstreisende in fernen, gefahrenreichen Wildnissen und jeder, der, sei es als einfacher Arbeiter, sei es als Erfinder oder als Staatsmann, einmal vor die schwersten, fast unlösbar scheinenden Aufgaben seines Berufes gestellt wird. Sich immer wieder in die Lage solcher Menschen zu denken, als rastlos vorwärts drängender Entdecker und kämpfender Krieger sich fühlen zu können und auch bei den kleineren Aufgaben des Lebens so kühn, so pflichttreu und so ausdauernd zu sein wie jene in den größten: das schafft und erhält die Energie. Und alle Erziehungskunst der Willenskraft läßt sich schließlich in drei Lösungsworten zusammenfassen: Durchringen, Durchkämpfen, Durchdulden!

## Segelfahrt.

Schwarz ziehen die Wolken von Welten her,  
Laut heult der Sturmwind, wild brandet das Meer.  
In gurgelnder Tiefe lauert der Tod;  
Wir gleiten darüber im schwankenden Boot  
Mit schwellenden Segeln, durch schäumenden Sichts,  
Vom Sturmwind getrieben, von Wogen umzickt.

Wohl klattern die Möven mit ängstlichem Schrei  
Bodt über dem Haupte uns, warnend, vorbei.  
Wohl ächzen die Segel am knarrenden Mast,  
Wohl haben wir fester die Planken erfaßt;  
Doch weiter, nur weiter im rasenden Lauf,  
So trägt uns die Sturmflut hinab und hinauf.

Nun steh ich am Strande, auf Fellingesteln,  
Und schau in die schäumenden Wogen hinein;  
Fern hebt sich die Düne aus dämmerndem Grau,  
Sonst Himmel und Wasser, wohin ich auch schau;  
Heut fuhr ich vorüber, vom Schicksal gefeilt,  
An den donnernden Pforten der Ewigkeit.

Berthold Funke.

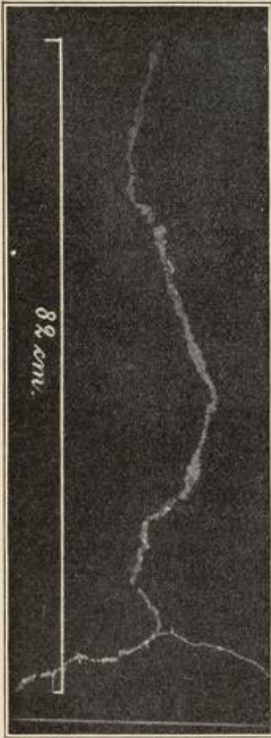
## Blitzröhren.

Von S. Berg.

Blitz und Donner haben von jeher auf den Menschen einen gewaltigen Eindruck gemacht, und wenn irgend etwas geeignet ist, in ihm das Gefühl der eigenen Ohnmacht wachzurufen, so ist es diese mächtige Sprache der Natur. Es ist darum begreiflich, daß Griechen, Römer und die alten Germanen auch diese Wahrnehmungen personifizierten und den Blitz eine furchtbare Waffe in der Hand ihrer Götter sein ließen. Jupiter führte seine Kampfrösse gegen seine Feinde und zerschmetterte sie vom Wagen aus mit seinen Blitzen, deren er stets eine Anzahl in Form gezackter Pfeile in der Hand hatte; Thor fuhr auf seinem mit Ziegenböcken bespannten Wagen auf den Wolken und schleuderte den Hammer nach dem Haupte des Gegners. In Mitteldeutschland nennt man

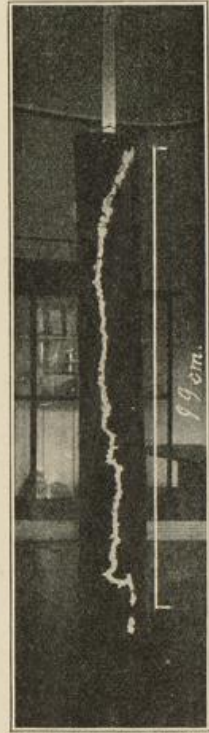
noch heute die Steinbeile „Donnerkeile“, und in Norddeutschland bezeichnet man mit diesem Namen jene merkwürdigen fossilen Überreste tintenfischähnlicher Tiere, Belemniten, die sich überall ziemlich häufig finden. Der Glaube, daß der Blitz in der Erde eine körperhafte Spur hinterlasse, ist also sehr alt, weit verbreitet und so tief gemurzelt, daß es oft schwer hält, die falsche Meinung über die Donnerkeile richtigzustellen. Die echten Blitzprodukte, Fulguriten, hingegen sind nur wenig bekannt und werden nur selten gefunden. Es sind dies röhrenförmige, grobe Glasgebilde, die der Blitz unter gegebenen günstigen Bedingungen durch Schmelzung des Quarzandes entstehen läßt, und die von ihrem Entdecker zutreffend „Blitzröhren“ genannt sind. Wenn man bedenkt, daß alljährlich

eine große Anzahl Blitze in die Erde fährt und daß die einmal entstandene Röhre fast unvergänglich ist, so sollte man vermuten, daß ein aufmerksamer Naturbeobachter diese interessanten Naturprodukte nicht selten antröfe. Allein nicht jeder Blitz, dessen Ausgleich im Boden erfolgt, hinterläßt eine derartige Spur; nur wenn die Bodenverhältnisse und die voraufgegangene Witterung günstig sind, kommt es zur Bildung von Blitzröhren. Zunächst muß ein hoher Prozentsatz von Kieselsäure im Boden sein, und sodann begünstigt auch die Trockenheit den Schmelzprozeß in hohem Grade. Wahrscheinlich sind Blitzröhren schon im grauen Altertum bekannt gewesen, und Harting geht gewiß nicht fehl, wenn er nach dem Archiv der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg (Jahrg. 1893, S. 64) vermutet, daß die etruskischen Blitzbeschwörer sie gekannt und in ihnen einen Scheinbeweis für ihre Schwindeleien hatten. Die älteste sichere Kunde stammt nach der nämlichen Quelle aus dem Jahre 1706, als Pfarrer Hermann bei Mafsel in Schlesien eine Blitzröhre ausgrub, sie als „Steocollen“ bezeichnete und sagte: „Ohnfehlbar ist dieses Gewächs eine Frucht unterirdischen Feuers, dadurch diese Röhre von schmelzendem und fließendem Sande und gewissem glasigen Saft generiert wird.“ Im Jahre 1805 wurden sie von einem Landmann Henzer in der Senne bei Paderborn entdeckt, richtig erkannt und kurz beschrieben. Diese Entdeckung erregte die Aufmerksamkeit der Göttinger Gelehrten Blumenbach und Hausmann, die nun einen Studenten, den späteren Dr. phil. Karl Fiedler, zur wissenschaftlichen Erforschung aufmunterten. Unter Führung des Donomen Henzen fand er in der Senne mehrere Röhren auf, deren Ausgrabung und Beschaffenheit er in den Gilbertschen Annalen der Physik vom Jahre 1817 ausführlich beschrieb. Später gelang es ihm, bei Dresden und an anderen Orten Blitzröhren von ganz beträchtlicher Länge (18 Fuß) auszuheben. Auch in England stellte man auf Anregung deutscher Gelehrten mit Erfolg Nachforschungen an, und wenn man zunächst auch noch nicht die Entstehung unmittelbar nach erfolgtem Blitzschlage beobachtet hatte, so waren die Blitzröhren doch zweifellos als Ergebnisse des Blitzes nachgewiesen. Seitdem sind sie nun an vielen Orten gefunden und ausgegraben, und manche Stellen haben sich als wahre Blitzwerkstätten ausgewiesen. Beispielsweise sollen nach Geinitz bei Starczynow in Polen auf einer Sandfläche von 0,77 Magdeburger Morgen 26 Röhren gefunden worden sein. In Mecklenburg hat zuerst Dr. Planeth-Schwerin eine Ausgrabung vorgenommen und den Fulguriten von 3,2 Metern Länge 1879 eingehend beschrieben. Durch diesen Bericht angeregt, habe ich seit der Zeit eine große Anzahl Blitzschlagstellen untersucht und nunmehr drei Blitzröhren zu



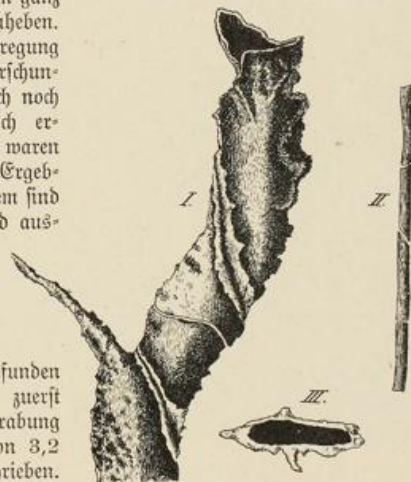
Blitzröhre von Niehusen.

tage fördern können. Die erste fand ich 1892 in der schönen Dünenlandschaft bei Niehusen auf dem Fischlande. In einer muldenförmigen Vertiefung des steinfreien, gräulich-gelben Sandbodens fand sich eine Menge Blitzröhrenfragmente von 1 bis 7 Zentimeter Länge, die auf Pferdehaar gezogen, eine Gesamtlänge von annähernd 1 Meter ergaben. Hiernach war der Boden zur Zeit des Blitzschlages um 1 Meter höher gewesen, nach und nach vom Winde ausgehöhlt, und die einzelnen Stücke waren abgefallen. Leicht war auch der noch in der Erde steckende Rest aufgefunden und in ungefähr 100 Stücken von zusammen 82 Zentimetern geborgen. Nach an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen wurde der Fulgurit nach seiner ursprünglichen Form zusammengesetzt und auf einer Samtunterlage photographiert, wie ihn unsere links stehende Abbildung dieser Seite wiedergibt. Die Form der Röhre, deren Lichtweite nicht über 3 Millimeter hinausgeht, ist sehr verschieden; sie erscheint in der Hauptröhre als ein leicht gedrehtes bandförmiges Gebilde, während der rechts gesehene Seitenast zylindrisch ist. Die hellgraue Oberfläche ist mit vielen kleinen Höckern und Dornen besetzt und hat mit den vielen gefröhteten Sandkörnern mit Sandpapier eine gewisse Ähnlichkeit. Die Innenwandungen sind emailglänzend, farblos oder grau und mit dunklen Flecken gezeichnet, die vom Eisen und anderen zufälligen Gemengteilen des Bodens herrühren. In einer Tiefe von 1,80 Metern der ursprünglichen Oberfläche trat eine Teilung des Blitzes ein, die die hübsche Gabelung zur Folge hatte. Der linksseitige Arm von 20 Zentimetern Länge ist als die Fortsetzung des Hauptrohres anzusehen und endigte in Form einer gepflachten Blase, während der Seitenast von 18 Zentimetern in einen spizen Dorn ausläuft.



Krummendorfer Blitzröhre.

unseren untenstehende Abbildung zeigt das obere Ende einer Blitzröhre, die am 5. September 1902 in Liefow bei Laage entstand. Hier traf ein gewaltiger Blitzstrahl mehrere Kiefern der sogenannten Sandkrüger Tannen, und entgegen meinen bisherigen Beobachtungen hatte dieser nicht eine der starken Wurzeln als Leitung angenommen, sondern war vom Stamm in den Sandboden abgesprungen und hatte hier zwei Röhren von sehr verschiedener Form und Größe erzeugt. In der durch Tannennadeln und Moos gebildeten Humusschicht fanden sich nur winzige Schlacken, die sich in dem feinen, gelben Sande zu einer Haupt- und einer Nebenröhre verdichteten. Letztere war von sehr zarter Beschaffenheit, zylindrischer Form und hellgrauer Farbe. Sie zeigt gleichbleibend 5 Millimeter Durchmesser und erreichte eine Länge von 20 Zentimetern. In geringer Entfernung von dieser fand sich die sehr schöne Hauptröhre mit einem Durchmesser von 2 bis 3 Zentimetern, die in einer Gesamtlänge von 1,20 Metern geborgen werden konnte. Die Ausgrabung gestaltete sich wegen der vielen Wurzeln recht schwierig, aber sie bot dafür auch Gelegenheit zu mancherlei belehrenden Beobachtungen. Zuerst schien der Blitz von einer sehr starken



Blitzröhre von Liefow.

I. Hauptröhre. II. Nebenröhre. III. Querschnitt.

Wurzel beeinflusst zu sein, da er dieser in schwacher Neigung 60 Zentimeter in nordöstlicher Richtung folgte, um dann mit geringen Abweichungen senkrecht abzufallen. Zehn Zentimeter von dieser Biegung entfernt war er zwischen mehreren walnuß- bis hühnereigrößen Steinen hindurchgefahren und hatte diese mit einer hübschen Schmelzkruste überzogen, ohne daß die Röhrenbildung unterbrochen wurde. In einer Tiefe von 1,20 Metern lagerte unter dem Sande eine Lehmsschicht, über der die Röhre plötzlich aufhörte. Statt dieser fand sich eine Spalte von 12 Zentimetern Breite, in deren Mitte sich eine kanalartige Erweiterung zeigte. Die Wandungen dieser Spalte waren zusammenhängend mit glasglänzendem Email bekleidet und sind, soweit bekannt geworden ist, die ersten Belege für eine Fulguritenbildung im Lehm Boden. In der Form und Beschaffenheit bot dieser Fulgurit nichts Neues. Wie alle, war auch er sehr zart und zerbrechlich, überraschte aber durch sein großes Lumen und seine seitlichen Ausdehnungen. Seine Farbe sowie die des umgebenden Sandes war auffallend dunkel, und von einer rötlichen Zone, wie Fiedler sie überall beobachtet hat, war hier wie auch beiden übrigen von mir aufgefundenen nichts zu bemerken. Den auf der rechts stehenden Abbildung der vorigen Seite dargestellten Fulguriten erzeugte ein Blitz am 26. Juni 1905 auf der Krummendorfer Feldmark bei Rostock. Der Blitz fuhr in ein Kartoffelfeld, dessen Besitzer den Vorgang aus einer Entfernung von etwa 250 Metern beobachtete. Er hatte das Gefühl, als ob der Blitz in seiner unmittelbaren Nähe niedergegangen wäre, und als er dann Umschau hielt, bemerkte er, daß eine Kartoffelstaube versengt war. Innerhalb acht Tagen waren dann auf einer kreisrunden Fläche von vier Metern Durchmesser sämtliche Kartoffeln verwelt. Anfang September untersuchte ich die Stelle und förderte in zwölf Stücken von

5 bis 26 Zentimetern einen Fulguriten von 1,20 Metern Länge und einem Zentimeter Lichtdurchmesser. In dem stark mit Stalldünger durchsetzten Humusboden fanden sich auch hier nur zarte Schlacken, darunter aber in dem gelben Diluvialsande die zwar sehr zarte aber ungeteilte Röhre. Beachtenswert war, daß sie in ihrer ganzen Länge nach allen Seiten wechselnd zur Hälfte mit einem Luftraum umgeben war, dessen umgebender Sand einen schwarzbraunen Belag zeigte. Diese sonst nicht beobachtete Erscheinung erklärt die auffallende Tatsache, daß die Querrisse ganz fehlten und somit eine seitliche Zusammenziehung stattgefunden haben mußte. In einer Tiefe von 1,60 Metern lagerte Geschiebelehm, und in diesem war wieder wie in Ließow die Blizspur in Form einer Spalte kenntlich. Da sich in dieser Tiefe auch das Grundwasser zeigte, war die Spalte nur zwölf Zentimeter tief und deutete somit den elektrischen Ausgleich an. In seiner äußeren Form und Beschaffenheit glich der Fulgurit dem Ließower, wenn gleich sein Lumen geringer und das untere Ende mehr zylindrisch war. Seitliche Verästelungen traten namentlich in der unteren Hälfte zahlreich auf, waren aber wegen ihrer großen Zartheit nur in höchstens zwei Zentimetern Länge zu erhalten. Die Farbe ist hellgrau, die oberen Flügel aber sind schwarz gerändert. — Alle drei Blizröhren sind unter persönlicher Leitung des Herrn Professor Dr. E. Geinitz - Rostock ausgegraben, von ihm zusammengesetzt und im Geologischen Landesmuseum in Rostock ausgestellt.

Neben diesen echten Blizröhren gibt es noch natürliche „Falsifitate“: die Konkretionen und Inkrustationen. Erstere sind röhrenförmige Bildungen von rostbrauner Farbe, die durch Sickerwasser im eisenhaltigen Boden entstehen; letztere dagegen sind Kalkabsonderungen um Pflanzenwurzeln.

## Der blasse Albert.

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.

(Schluß.)

Die jungen Barbiersleute waren in der ganzen Gegend beliebt. Sie hatten den neben dem ihren liegenden Posamentierladen, dessen bisheriger Inhaber sich zur Ruhe gesetzt hatte, hinzugemietet, eine Tür durchbrechen und das Geschäft vollständig modern einrichten lassen. Die Schwiegermutter war dagegen gewesen, und auch Papa Ladewig hatte nur mit Seufzen und Jagen die schönen blauen Hundertmarkscheine hergegeben. Aber der Erfolg gab den jungen Leuten recht, das Geschäft ging glänzend, und wenn auch die alte Stammkundenschaft vor den höheren Preisen und der ungewohnten Eleganz ein wenig zurückwich, so fand sich dafür ein so nobles Herren- und Damenpublikum ein, daß der alte Ladewig wieder und wieder seiner Befriedigung Ausdruck verlieh, rechtzeitig zurückgetreten zu sein und der jungen Generation Platz gemacht zu haben. Er selbst kam nur noch selten in den Laden, begrüßte mit höflichen Verbeugungen die Kunden und widmete sich im übrigen ganz den Geschäften der Innung, in deren Vorstand man ihn neuerdings gewählt hatte.

Eben stand er in dem Gange, dessen polierte und mit grünlichem Strukturglas verglaste Holzwände den Herren- und den Damensalon voneinander trennten, neben dem kleinen runden Kassentisch aus matter Eiche und sprach mit seiner Tochter.

Der junge Friseur hatte herausgefunden, daß den Kunden selbst die teuersten Preise nicht zu hoch erschienen, wenn sie an die lebenswürdige, junge Frau bezahlten, die etwas stärker und damit noch hübscher geworden war und der es Spaß machte, das Geld einzustreichen und dabei ein wenig mit den Kavaliern zu scherzen.

„Na, wie war's jetztan,“ fragte Papa Ladewig leise, „bei det Theater pareh int Operrnhaus, da mußte doch derbe Kaffe jehatt haben, wah?“

Die junge Frau lachte noch ebenso hübsch und hell, nur ein wenig gedämpfter als früher.

„Es ging, Papachen! . . . Aber ganz so schlimm, wie du dir's denkst, is es nu doch nich! . . . Die Unkosten sind zu groß . . . wirklich!“

Und sie lachte wieder, als sie des alten Herrn zweisehnde Miene sah.

Indem ging die Ladentür, der leise Schlag eines Gong ertönte, und aus dem Damensalon kam schnell Fritz, der Lehrling, half dem Eintretenden seinen Pelz ablegen und öffnete die Tür zum Herrnsalon, in dem der Kunde verschwand.

„Das is 'n Graf,“ flüsterte Trude, „der kommt jezt jeden Tag . . . 'n feiner Kunde!“

„So . . .“ Papa Ladewig nickte beifällig. Dann küßte er seine Tochter, „ich muß nach de Innung, Trudchen!“ und ging.

Im Herrnsalon arbeiteten zwei flotte Gehilfen im tabellos weißen Anzug. Der Chef stand, da ein dritter Kunde nicht da war, und machte sich an dem blizenden Parfümerieschrank zu schaffen, dabei seine Leute beobachtend und in leisem Tone ermahnend, wo es not tat.

Sowie der Kavalier hereintrat, den Trudchen für einen Grafen ausgegeben und der wirklich das Aussehen eines reichen Edelmannes hatte, lud ihn Albert mit einem höflichen „Bitte sehr!“ ein, Platz zu nehmen, und bediente ihn mit einer Gewandtheit, die auch den Verwöhntesten zufriedenstellen mußte.

Der Herr hatte seinen Kragen und das seidene Plastron abgelegt, und während Albert den starken Bartwuchs des Kavaliers einseifte, konnte er das Auge nicht abwenden von der Nadel, einer sehr schönen, schwarzen Perle, die in dem neben dem Marmorbecken liegenden Schlipps steckte . . .



In der Klosterküche.  
Gemälde von E. Gräner.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Diese Perle hatte es ihm angetan. Er mußte seine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen bei der Handhabung des Rasiermessers und ließ es nur deshalb von dem hereingerufenen Lehrling auf dem Adam<sup>1)</sup> noch einmal abziehen, weil er sich ganz betäubt fühlte und einen Augenblick pausieren mußte.

Es war nicht das erstmal, daß ihn eine so auffällig getragene Kostbarkeit verwirrt und jenes gefährliche Zucken in seine Finger gebracht hatte, als müßten sie zufassen. Doch war es ihm bisher nicht schwer geworden, diesem Verlangen zu widerstehen. . . . Aber hier . . . Er rasierte weiter, und der Kunde sah ein wenig verwundert auf bei dem Seufzer, der der Brust des Barbiers entstieg. Dann wusch Albert den Herrn, besprühte ihn mit Parfüm, zog den schönen, welligen Schnurrbart mit dem Brenneisen aus, lockerte das Haar und half ihm, nachdem jener Kragen und Schlips wieder umgelegt hatte, selbst in den Paletot.

Der Herr bezahlte, tauschte ein Lächeln mit der hübschen Barbiersfrau und ging, den höflichen Gruß des Geschäftsinhabers, der ihm die Ladentür öffnete, mit einem Nicken erwidern, hinaus.

Als er fort war, verließ Albert Hohstadt den Salon, ging zu seiner Frau und sagte, sehr blaß und mit Schweißtropfen auf der Stirn:

„Mir is nich gut, Trude! . . . Ich geh 'n bißchen nach hinten . . .“

Sie wollte ihn noch fragen, aber indem kam wieder jemand aus dem Salon, der bezahlte. Und inzwischen ging der Friseur in die Wohnung, die die jungen Eheleute jetzt allein innehatten.

In seinem Schlafzimmer, das er fest hinter sich verriegelte und dessen Fenstervorhänge er zusammenzog, zündete der Friseur Licht an, vergewisserte sich nochmals argwöhnisch, daß er ganz allein sei, und dann holte er die Nadel mit der schwarzen Perle aus der Rocktasche.

Sie war wundervoll, ganz entzückend! . . . Die Vorliebe für kostbare Juwelen, die den Barbier schon als kleines Kind mit gierigen Augen vor den Schauensfern der Goldwarenhändler hatte stehen lassen, erwachte wieder in ihm und wurde zur brennenden Freude. Aber in die Wollust des Besizes mischte sich die Angst . . . wenn der Herr zurückkäme und Nachforschungen nach dem Verbleib der Nadel anstellte? . . . Nervös hin und her gehend, kam der Barbier am Spiegel vorüber und sah im flackernden Lichtschein sein Bild . . .

„Der blasse Albert,“ sagte er leise und lächelte.

Hatte er sich denn früher jemals gefürchtet? Haha, es hatte keinen gegeben, der so kaltblütig war wie er! . . . Aber damals war er auch kein geachteter Mann, der ein blühendes Geschäft besitzt und der mit einem einzigen Griff alles aufs Spiel setzt! . . . Und der obenein verheiratet ist! . . .

. . . Seine Frau! . . . Seine Trude! . . . Nein, wie konnte er bloß! . . . Wenn er's nun wenigstens fertig brächte, ihr einmal alles, alles zu sagen. . . . was er früher war . . . und daß er die Lust dazu nicht loswerden konnte . . . selbst jetzt nicht, wo er's doch gar nicht mehr nötig hatte . . . Aber nein! Eh' er das sagte, eher würd' er sich was antun! . . . Vor einigen Wochen war er mit ihr spazierengegangen, durch die Friedrichstraße. Und da war mit einem Male der alte Laberstein angekommen, vollständig in Bruch natürlich un mit 'ne Schaale<sup>2)</sup> — na, 's war schon nich mehr schön . . . Und washaftig er, Albert, hätte dem Alten jerne 'n zehn Emmchen jeshoben<sup>3)</sup>, aber's jing doch nich, die Trude wa doch dabei! . . . Nu latschte der Olle immer nebenher un sagte:

„Na ja, früher, da wa ich dir jut jenuch! . . . Aber jetzt, jetzt kennste mir nich mehr! . . . Bist woll jetzt 'n feiner Kerl jeworn, wat? . . . Schämen sojste dir wat, du! . . . heerste? . . .“

Dem Friseur war schließlich nichts übriggeblieben, als zum nächsten Schutzmann zu gehen. Da zog sich der Alte zurück, aber noch aus der Ferne drohte er mit der Faust und schimpfte.

<sup>1)</sup> Streichriemen der Barbiers. <sup>2)</sup> Anzug. <sup>3)</sup> zehn Mark gegeben.

Und die Trude, die war ganz aufgelöst vor Angst und Entsetzen. Trotzdem er ihr sagte, das sei ein früherer Arbeitskollege von ihm, der auf Abwege geraten und allmählich ganz verkommen sei, konnte sie sich gar nicht beruhigen. Und dazu kam noch ihr Zustand! In zwei bis drei Monaten erwarteten sie ja ihr erstes Kindchen! . . .

Nein, ihr konnte er nichts sagen! . . . Das hätte sie nicht begriffen! Sie wäre von ihm fortgelaufen, zu ihren Eltern, die jetzt ein paar Häuser weiter wohnten, und wäre nie wieder zu ihm gekommen.

Vor allen Dingen mußte die Nadel aus dem Hause! Für alle Fälle! . . . Aber wohin damit? . . . Am liebsten hätte Albert sie selber getragen, aber das ging selbstverständlich nicht; ebensowenig konnte er sie bei sich, im Zylinderbureau oder sonst irgendwo, liegen haben, wo Trude doch eines Tages nachschmökern und sie finden konnte.

Es klopfte an der Tür. „Albert! . . . Albert! . . .“

Zusammenschreckend und die Nadel rasch wieder in die Tasche seines schwarzen Gehrocks versenkend, rief der Friseur: „Jawoll, Trude . . . ich komme schon!“

Er öffnete und hemmte sich, zu lächeln. Aber sie sah ihn besorgt an.

„Is dir jeh' besser, ja? Ich hätte dich nich jestört, Albert, aber der ganze Salon is voll Leute!“

„Ach, mir is ja schon wieder ganz wohl!“

„Na, das is man gut!“ sie gab ihm rasch 'n Kuß, „wozu hast 'n das Licht anjestochen?“

„Das Licht? . . . ach so, ja . . . ja . . .“ Er wußte nicht, was er sagen sollte. Aber sie achtete gar nicht auf seine Verlegenheit.

„Ich muß wieder an die Kasse, Albert!“

Sie ging voran, und er folgte ihr auf dem Fuße.

Am späten Nachmittag kam ein Diener in Livree und fragte, ob sein Herr, der Graf von Hallström, der sich vormittags immer rasieren ließe, vielleicht heute hier eine Nadel verloren hätte. Und dann beschrieb er genau die schwarze Perle.

Der Friseur war riesig froh, daß der Bediente ihn, der gerade an der Kasse stand, ganz allein traf. Mit der vollsten Ruhe und ohne auch nur einen einzigen lautereren Herzschlag zu spüren, bedauerte er, nichts gefunden zu haben. Er würde ja sehr gerne noch einmal alles nachsuchen lassen, aber er erinnerte sich ganz deutlich, der Herr Graf hätten, wie sie aus der Tür gingen, die Nadel, die ihm auch aufgefallen wäre, im Schlips stecken gehabt!

Der Diener ging, und als der Kavaliere am nächsten Tage wiederkam und sich rasieren ließ, fragte er nur so obenhin nach der Preziose. Es war offenbar ein sehr reicher Mann, der den Verlust leicht verschmerzte . . .

Albert Hohstadt aber sagte abends um Neun, als er sein Geschäft geschlossen hatte, zu Trude, er ginge noch 'n Glas Bier trinken, sie möchte nur immer ruhig zu Bett gehen.

Und dann nahm er sich eine geschlossene Droschke und fuhr hinaus nach der Alderstraße. Das heißt, am Gartenplatz ließ er den Kutscher halten, von dort ging er zu Fuß.

Er mußte ordentlich suchen zwischen den vielen, so gleichförmig gebauten Mietskasernen, über die sich schon die wolkentrübe Februarnacht gesenkt hatte, bis er das Haus wieder fand. Die Laternen schienen hier seltener zu sein und weniger hell zu brennen als in seinem Viertel. Und die Menschen, die ihm begegneten, hatten alle so etwas Müdes und Verdrossenes . . . lauter Arbeiter . . . und die Weiber! . . . Er zog die Schultern in seinem auf Seide gearbeiteten Paletot an, als wollte er sich vor einer Verührung mit diesen Elementen bewahren . . . Hier unter solchen Menschen wieder zu leben, mit ihnen zu wohnen, das erschien ihm einfach undenkbar!

Beim Bjewirt erkundigte er sich erst. „Jawoll, die olle Pfeifern wohnt immer noch vier Treppen.“ Oben fand er leicht ihre Tür.

Sie hatte die Kette vorgelegt und vergewisserte sich lange, ehe sie den Besucher, der so spät kam, hereinließ. Aber dann freute sie sich aufrichtig.

„Sehnchen! Nanu schlägt's Dreizehn! Du bist et, Sehnchen? Wie haste denn wieder hierhergefunden, bei de olle Pfeifern?! Un ausseh'n duste! . . . Du hast woll jeerbt, wat?“ Und sie musterte ihn so drollig von oben bis unten, daß er lachen mußte.

„Ja dachte, weil de so ja nicht mehr von dir heeren lieft, du hättst da längst wieder 'ne sitzende Lebensweise anjewöhnt, irsendwo . . . wir haben ofte von dir jeredt', mein Mann un id! Ach, du weest ja nich, deß ic wieder vabeirat bin?“

„Mit wen denn, Mutta Pfeifern?“

„Mit wen? Na, mit Quasseteujen! Du kennst'n doch ooch! Ihr seid ja beide zusammen in Hamburg jewesen.“

Der Friseur, dem die alten Zeiten wieder lebendig wurden, nickte drollig.

„Ja, bei de blauen Husaren<sup>4)</sup>!“

„Na sehste, Sehnchen! . . . Un, wie du kaum wechgezogen warst, da kam er her . . . ic jloobe, er war damals in de Winde<sup>5)</sup> jewesen, wo se'n det Arbeeten beibring' wollten, wat se aber doch nich fertig jebracht han. Denn hat 'r hier bei mir jewohnt un hat 'ne derart'je Latte uffjesummt<sup>6)</sup>, det ic schließlich nich mehr wußte, wat ic machen sollte. Naußschmeißen, det jing nich, denn hett' ic mein' janzten Zaster injebüßt. Na un eenes scheenen Dages da kam er an un sagte: „Wissen Se wat,“ sagte er, „wir kenn' uns ja beede heiraten, Mutta Pfeifern, denn bleibt ic wenichsten in de Familie!“ Ja wollte erscht nich, aber schließlich hab' ic ma' det iebalegt: Denn warum nich? jagt' ic mir, det er sechs- undzwanzig is un du fünfundsumzig, det is det Allerwenigste. De Hauptsache is, det det Herz jung is! Na un da hab' ic ihm jenommen!“

Albert lachte herzlich.

„Un was macht Ihr nu jeß?“

„Jott!“ Die Alte hob, ihren Mund komisch zusammenpressend, ihre kurzen, dicken Arme in die Höhe. „seh mal, Sehnchen, den Rentierberuf, den hab' ic wieder uffjem' müssen . . . ic arbeete wieder . . . davor jorgt schon mein Eujen!“

„Na, dies klappt ja!“ Albert zog die Nadel hervor, „Ihr vastecht Euch doch darauf, Mutta Pfeifern, wat is die wert?“

„Woll 'ne Wachsperte, wat?“

„Nich janz! Ihr kennt se ja mal priesen.“

Die Augen der Alten leuchteten, als sie das Kleinod in die Hand nahm, von dem Albert den Blick nicht ließ. Und wohl eine Stunde dauerte es, bis sie über den Preis von fünfhundert Mark für die wohl mehrere Tausende im Wert habende Perle einig geworden waren.

„Des Haus ist offen, Sehnchen,“ sagte die Alte, als sie den Friseur hinausließ, „un wenn de mein' Eujen sehn solltest, denn sagte ihm, er soll machen, det a ruffkommt, sonst komm' ic mit 'n Hurra un hol 'n!“

Aber der Friseur kümmerte sich um nichts. Er war froh, als er draußen war aus dem Hause, in dessen Hof und Flur verdächtige Gestalten durch die Dunkelheit huschten.

Im Mai wurde dem Friseur ein kleines Mädchen geboren. Die Mutter, die viel gelitten hatte, lag noch wochenlang im Bett. Und wenn ihr Mann hereinkam und sie ansah, wie sich über ihrem blassen Gesicht, gleich einem silbernen Helm, das volle Haar türmte, dann beugte er sich hinab und küßte die schimmernden Strähnen, in deren Schönheit er heute noch so verliebt war wie an dem Abend, wo er und die Trude sich in dem kleinen Wohnzimmer zum erstenmal küßten.

Selbst seine Schwiegermutter war jezt zufrieden mit ihm. Seine immer gleiche Liebe für die junge Frau, die Zärtlichkeit, mit der er das Kind auf seine Arme nahm, und der rastlose

<sup>4)</sup> die im Hamburger Gefängnis Internierten, die dunkelblaue Anzüge tragen. <sup>5)</sup> Arbeitshaus. <sup>6)</sup> eine große Rechnung gemacht.

Fleiß, mit dem dieser stille, nüchterne Mensch seiner Beschäftigung nachging, rührten die alte Frau, die ihm heimlich ihr Mißtrauen, ihren Argwohn abbat.

Der alte Ladewig hatte nicht nachgelassen, bis sein Albert Innungsmeister geworden war, und der junge Friseur fing jezt an, voller in den Wangen und in seiner ganzen Figur behäbiger zu werden.

Die Versuchung, seine so unheimlich geschickten Finger in fremde Taschen schlüpfen zu lassen, wandelte ihn auch jezt noch hin und wieder an, aber was selbst der aufrichtigen Zuneigung zu seiner Frau nicht möglich gewesen war, das schien der Gedanke an sein Kind zu vermögen: Albert Hohnstadt widerstand der Versuchung. Und es war ihm, als würde mit jedem Male, wo er sich glücklich überwunden hatte, seine Festigkeit größer und die böse Lust in ihm machtloser . . .

Da hatte er eines Tages Streit mit Trude, die sich einen seiner Ansicht nach zu teuren Hut hatte machen lassen. Deshalb ging er hinüber in die Stehbiethalle, traf da ein paar Bekannte und kam in sehr fidele Stimmung wieder. Seine Frau, mit der er sich sofort wieder versöhnte, wollte ihn bewegen, seinen Spitz auszuschlafen. Aber da kam sie schön an. Was wohl die Leute denken sollten? Sie glaubte doch nicht etwa, daß er betrunken wäre? . . . Nein, im Gegenteil, jezt wollte er mal den Gehilfen zeigen, wie man arbeitet! . . .

In der Nacht, die diesem Tage folgte, stand Albert Hohnstadt heimlich auf, beugte sich über sein Weib und belauschte lange ihre feinen, regelmäßigen Atemzüge. Dann ging er auf den Zehen in den Laden, zündete den Anthrazitofen an und verbrannte eine Briestafel, deren Inhalt, fast zweitausend Mark, er in den nächsten Tagen, wie eine Kasse ihre Zungen, von einem Bestel ins andere trug, bis er sie ruhig in sein eigenes Portefeuille steckte.

Und von nun an ließ es ihn keine Ruhe mehr. . . So war das Geld doch tausendmal leichter zu verdienen! . . . Und immer gleich Summen! Denn, wenn er nicht genau wußte, was einer bei sich hatte, sagte er nicht zu. Er arbeitete und war pünktlich im Geschäft, aber die Arbeit machte ihm keinen Spaß mehr. . . Diese Einnahmen von zwanzig, dreißig und fünfzig Pfennig wurden ihm langweilig und ärgerten ihn. Und sein größter Kummer war, daß er jedesmal so viel Zeit zwischen seinen kleinen Nebengeschäften verstreichen lassen mußte. Der Kunde, dem er die Briestafel abgenommen hatte, war vorher nie dagewesen und hatte sich auch nicht weiter blicken lassen. Wahrscheinlich war der Mann gar nicht auf den Gedanken gekommen, er könnte sie beim Friseur verloren haben. Aber der Nächste — er hatte sein wohlgefülltes Portemonnaie eingebüßt — kam immer wieder und erkundigte sich. Noch eben war er dagewesen: er müßte es hier verloren haben! . . . Schon drüben an der Ecke, wo er Zigarren kaufen wollte, hätte er es vermisst!

„Aber ich bitte Sie!“ hatte Albert Hohnstadt gesagt, „Sie haben hier bei mir an der Kasse bezahlt, und dann sind Sie die paar Schritt bis zur Tür gegangen, da hätte es meine Frau doch sehen müssen, wenn Sie etwas verloren hätten!“

„Allerdings,“ sagte der Kunde nachdenklich, „aber ich erinnere mich ganz deutlich, ich habe es hier,“ er klopfte gegen seinen Überzieher, „in die Tasche habe ich es reingesteckt!“

Der Friseur hatte ihn wirklich in dem Augenblick bestohlen, als er die Glastür absichtlich ungeschickt öffnete, den Kunden dabei etwas anstieß, um ihn dann mit einer höflichen Beugung zur Tür hinauszulassen.

Als der Herr, sichtlich unzufrieden, gegangen war, fragte Albert Hohnstadt noch einmal seine Gehilfen, ob sie etwas gesehen hätten, was diese natürlich verneinten.

Indem tönte das Gong und Albert Hohnstadt hörte, wie jemand den entgegensehenden Lehrling nach ihm fragte.

Er trat aus dem Herrensalon auf den Gang hinaus.

„Herr Hohnstadt, ja?“

Der Friseur sah den Besucher an und wurde bleich.

„Womit kann ich dienen?“



„Ich hätte Sie mal allein zu sprechen.“

„Bitte sehr!“

Der Friseur ging voran, seine Knie wankten.

Wie sie in dem kleinen Wohnzimmer waren, holte der Besucher eine ovale Blechmarke hervor und sagte:

„Ich bin von der Kriminalpolizei.“

Albert Hohstadt hatte sich gefaßt. Er holte tief Atem, dann sagte er scheinbar ganz gleichmütig:

„Na und? . . . was wünschen Sie denn von mir?“

Aber der Beamte sah ihn nur an und schüttelte den Kopf.

„Mensch, was machen Sie für Sachen!“

Der Verbrecher, in dem die Wut erwachte, sagte mit gereizter Stimme:

„Na, was is denn? . . . woll'n Se sich nich jefälligit 'n bißchen deutlicher erklären?!“

„Erklären?“ sagte der Kriminalpolizist, „noch deutlicher?“ Sein Blick ließ die Augen des Friseurs, die ihm ausweichen wollten, nicht los. „ . . . Ich komme eben aus der Akerstraße, wo wir die Mutter Pfeifer abgeholt haben . . . hm . . .?“

Die Haltung des Friseurs veränderte sich mit einem Male. Der blasse Albert, dem es durch den Kopf schoß, stand plötzlich da, ob er den Greifer nicht über den Haufen rennen und austreiben könne. . . .

Aber dann sah er sich um, sein Gesicht wurde schlaff und seine Muskeln erlahmten. Und durch die tobende Nacht seiner Gedanken blitzte nur das eine Licht: Gott sei Dank, daß die Trude jetzt nicht da is . . .!

„Na, nu komm' Se man!“ sagte der Beamte.

„Ich will mir bloß noch'n Hut holen, Herr Kommissar, un da nebenan schläft mein Kind drin, das möcht ich Atjöh sagen.“

„Aber keine Dummheiten machen,“ drohte der Beamte, „vorm Hausflur stehn auch zweie!“

Der blasser Albert schüttelte den Kopf, dann ging er ins Schlafzimmer. Dort küßte er sein Kind und beneigte das kleine Gesicht mit seinen Tränen. Dann nahm er die Flasche mit konzentrierter Sublimatlösung, die er zum Reinigen seiner Instrumente brauchte, von der Waschtoulette und trank sie auf einen Zug leer.

Die Schmerzen kamen sofort. Aber er hielt sich aufrecht, bis er an die Droschke kam, die inzwischen einer von den anderen Beamten geholt hatte.

„Donnerwetter,“ schrie der, der neben ihm ging, als der blasser Albert zuckend in den Wagen fiel, „er hat sich vergiftet!“

Und unter dem Zusammenströmen einer immer mehr sich sammelnden Menschenmenge trug man den Sterbenden zurück in seinen Laden . . .

## Blätter und Blüten

**Kaiserbesuch auf dem Hohentwiel.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Eine unerwartete Freude hat der Kaiser, der in der ersten Maiwoche als Jagdgast des Fürsten in Donaueschingen weilte, den Bewohnern des sogenannten Hegaus gemacht, indem er das Festspielhaus besuchte, das sich am Fuße des Hohentwiel erhebt und die Stätte bilden soll für die im Sommer stattfindenden Aufführungen des Volksschauspiels „Unter der Reichssturmflahn“. Vom Festausgang bewillkommnet, ließ der Kaiser sich dann vom Herrn Direktor Lorenz, dem Dichter des Festspiels, über Plan und Ausführung der Spiele unterrichten. Dann ging es hinauf zum Gipfel des sagenumrankten Hohentwiel, dessen Ruinen Scheffel mit unvergänglichem Zauber und dichterischem Glanz erfüllt haben.

**Die Schlesischen Schützen unter Hauptmann von Neumann bei Bauchamps am 14. Februar 1814.** (Zu dem Bilde auf Seite 440.) Jene Februartage 1814, an denen sich Napoleon überraschend auf das von Blücher geführte preussisch-russische (hogenannte schlesische) Heer stürzte und ihm die empfindlichste Niederlage beibrachte, sind trotz des unglücklichen Ausgangs als Ehren- und Ruhmestage in vielen Regimentsgeschichten verzeichnet. Hätte damals im Heere des alten „Marshall's Vorwärts“ nicht jener herrliche Geist an Haupt und Gliedern geherrscht, so hätten die Folgen der Schläge unberechenbar werden können. Aber jener Geist, geboren aus dem langen und harten Druck des Zwingherrn im großen Vorjüngling 1813, wage- und opfermutig, er riß „gewaltig wie Windes-

wehen“ alle mit bis zum halbwüchsigen Trommelschläger, der mit verklammerten Fingern die Trommelstöcke auf dem Kalbfell den Sturmmarsch raseln ließ, laum noch mit Sohlen unter den Füßen, mit zerklüfteten Drillschößen und einer Litewka angetan, deren Schöße in halberfaulten und an Bivatsfeuer verjüngten Fesseln im scharfen Winterwinde flatterten. In jene Tage verjetzt uns unser Bild. Zwei Kompagnien des schlesischen Schützenbataillons unter Hauptmann von Neumann, dem Sohn des tapferen Verteidigers von Kosel 1807, bildeten am 14. Februar 1814 den linken Flügel der Aufstellung, und zwar links der von Etoges nach Montmirail führenden Chaussee, nur wenige hundert Schritte von ihr entfernt. Das in der Front gelegene Dorf Bauchamps war von den Zietenischen Vortruppen genommen worden, mußte aber, von den Franzosen mit Uebermacht angegriffen, geräumt werden. Die Infanterie, in einzelnen Trupps aus den Gehöften herausgedrückt, wurde von feindlicher Kavallerie, die plötzlich sehr zahlreich auftrat, umringt und niedergemacht. Nur geringen Resten gelang es, sich



Der Kaiser Kaiser Wilhelm II. besucht das Festspielhaus auf dem Hohentwiel.

durchzuschlagen. In diesem kritischen Augenblick ließ Hauptmann von Neumann seine Schützen, die auf gänzlich ungedecktem Gelände standen, die Hirschhänger aufpflanzen. Teile der feindlichen Reiterei, und zwar die roten Lanzenreiter der Kaisergarde (ursprünglich holländische Gardeavallerie, nach der Einnahme des Königreichs Holland 1810 zu einem französischen Lancierregiment umgewandelt), marschierten jetzt zur Attade auf. Den Stoß suchte Hauptmann von Neumann durch einen Gegenstoß abgulenken. „Zur Attade Gewehr rechts! Marsch! Marsch! Hurrah!“ Das

gelang es, sich durchzuschlagen. In diesem kritischen Augenblick ließ Hauptmann von Neumann seine Schützen, die auf gänzlich ungedecktem Gelände standen, die Hirschhänger aufpflanzen. Teile der feindlichen Reiterei, und zwar die roten Lanzenreiter der Kaisergarde (ursprünglich holländische Gardeavallerie, nach der Einnahme des Königreichs Holland 1810 zu einem französischen Lancierregiment umgewandelt), marschierten jetzt zur Attade auf. Den Stoß suchte Hauptmann von Neumann durch einen Gegenstoß abgulenken. „Zur Attade Gewehr rechts! Marsch! Marsch! Hurrah!“ Das

Unerhörte geschah. Die feindliche Attacke erlahmte angesichts der entschlossenen Haltung. Die Lanciers rissen unwillkürlich ihre Säule herum. Diejenigen Reiter, die am weitesten vorgeprallt waren, vermochten nicht einzudringen. Die Schützen, denen ihr wackerer Führer beim Aufpflanzen der Seitengewehre zugerufen hatte, daß ihnen kein Haar gekrümmt werden würde, wenn sie geschlossen drauf und drang gingen, erlitten tatsächlich keinen anderen Verlust als einige heruntergeschlagene Fichalos und Hirschfänger. Die entschlossene Haltung der beiden Kompagnien wirkte noch fort. Ungebrochen, festgeschlossen und durch weitere Angriffe unbelästigt, trat die Truppe, den linken Flügel deckend, den aus der Gesamtlage notwendig gewordenen Rückzug an, auf dem sie freilich nunmehr auch Verluste durch feindliches Geschützfeuer erlitt. Die tapfere Tat blieb dem heldenmütigen Führer der Schützen unvergessen, der als Generaladjutant des Königs starb. Als Kaiser Wilhelm II. am 27. Januar 1889 einer Reihe von Truppenteilen neue Benennungen verlieh, erhielt das 5. Jägerbataillon (die Görlitzer, seit 1887 Hirschberger Jäger) die Bezeichnung: „Jägerbataillon von Neumann (1. Schlesiens) Nr. 5“.

A. Anstiel.

**Fürst Bülow.**

(Zu dem nebenstehenden Bildnis.) All den beunruhigenden Gerüchten, die infolge der Erkrankung des Fürsten Bülow im Volk umliefen, bricht das nebenstehende, am achten Mai aufgenommene Bild des Reichszanzlers die Spitze ab. Das Gesicht zeigt wieder den frischen Ausdruck von einst, die Gestalt wieder die vielbewunderte Elastizität, und wenn der Fürst, der seit dem Anfang dieses Monats die Leitung der deutschen Politik wieder in die Hand genommen hat, auch öfter als sonst am Tage sich eine Ruhepause gönnt, so bringt ihm doch jeder neue Tag ein Stück seiner alten Kraft zurück, und wir dürfen uns nach sorgenvollen Wochen eines Genesenden freuen.

**Dr. Ferdinand Goetz** begeht am 24. Mai seinen 80. Geburtstag. In der deutschen Turnere Welt wird dieser festliche Tag freudigen Widerhall finden. Ist doch Dr. Goetz, der von seiner frühesten Jugend an ein unermüdetlicher, begeisterter Kämpfer für die edle Turniade war, als Vorsitzender der Deutschen Turnerschaft seit nunmehr elf Jahren ihr erprobter Führer. Ein lösliches Leben, der Arbeit, der Menschheit gewidmet, ist es, auf das Ferdinand Goetz zurückblickt. In doppeltem Sinne der Menschheit gewidmet. Als Arzt hat er in treuer Berufs-

tätigkeit seine Kräfte dem allgemeinen Wohl geweiht, für unser ganzes Volk, für das Vaterland aber hat er sich durch seine Wirksamkeit in der Deutschen Turnerschaft, die sich die Heranbildung einer kräftigen, an Leib und Seele gesunden Jugend zur Aufgabe stellt, unschätzbare Verdienste erworben. Als im Jahre 1860 auf dem ersten deutschen Turnfest in Koburg die Sammlung der Turnvereine der deutschen Lande erfolgte und der Grund zu ihrer Vereinigung gelegt wurde, stand Ferdinand Goetz, der sich in Leipzig-Lindenau als Arzt niedergelassen

hatte und 1858 in die Leitung der „Deutschen Turnzeitung“ eingetreten war, als treibende Kraft mitten in der Bewegung. 1861 wurde ihm die Geschäftsführung des Bundes übertragen, welches Amt er 35 Jahre hindurch bis zu seiner Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft verwaltet hat. Für den Ausbau dieser einzig dastehenden Organisation hat er in allererster Linie zielbewußt und unermüdet gewirkt und gelämpft, in ihren Grundgesetzen ist ein Geist erkennbar, für sie für ihre Festlegung in vaterländischem und zugleich freihheitlichem Sinne hat er seine ganze Kraft, sein ganzes Ansehen eingesetzt. Wenn es noch eines Beweises bedurfte für den Wert körperlicher Erziehung, der Leibesübungen, wie sie das Turnen bezweckt, so würde ihn der 80jährige Dr. Goetz bieten. Trotz seines hohen Alters ist er heute noch in seinem Beruf tätig, erfüllt er in einer Reihe von Ehrenämtern die übernommenen Pflichten, steht er der deutschen Turnerschaft mit Umsicht und Energie vor, wie ein Jüngling turnt er selber noch mit, und im Freundeskreis wie in seinem äußerst glücklichen Familienleben ist er der

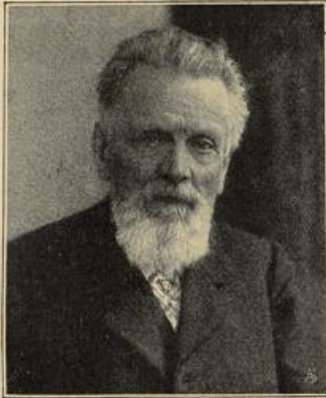


Fürst Bülow nach seinem Genesen.

belebende Mittelpunkt. Am 24. Mai werden ihm seine vielen Freunde und Verehrer, werden ihm, ihrem Führer, aus allen Gauen unseres Vaterlandes die vielen Tausende deutscher Turner begeistert ihr „Gut Heil“ zurufen. Auch wir wünschen, daß es dem trefflichen Manne noch recht lange vergönnt sein möge, in gleicher Mäßigkeit wie bisher sich seines Wertes zu erfreuen.

**Eduard Grünner.** (Mit dem umstehenden Bildnis.) Der Maler Eduard Grünner, der am 26. Mai seinen 60. Geburtstag auf der Höhe seiner Kraft und seiner Kunst begehen darf, ist der „Gartenlaube“ kein Fremder: hat sie doch ihren Lesern im Lauf der Jahre viele seiner besten Bilder in vorzüglichen Reproduktionen nahebringen dürfen, und auch die heutige Nummer enthält eines der lustigen und harmlosen Bilder Grünners aus dem Klosterleben. Auch Grünner ist ein

der starken Talente, die aus sich selbst herausgewachsen sind, die trotz mangelnder Anleitung nicht verkümmerten, sondern zäh ihr Ziel verfolgten, um beim ersten günstigsten Umstand sich überraschend und reich zu entfalten. 1846 zu Groß-Karlowitz in Schlessien geboren und schon als Schüler des Gymnasiums zu Reize ein heimlicher, werdender Künstler, kam Grünner durch Vermittlung des Architekten Hirschberg, der das Talent des Jünglings erkannte, 1864 auf die Münchener Akademie und trat 1865 als Schüler in Piloty's Gesellschaft ein. Seine erste freie Künstlerarbeit waren sieben Ölbilder für ein Gemach in seines Onkels Hirschberg Haus, und 1869 trat er mit weiteren Gemälden zuerst vor die Öffentlichkeit. Gleich seinem Meister Piloty historische Stoffe wählend, offenbarte er doch schon in diesen Shakespeare'sche Gestalten



Dr. med. Ferd. H. W. Goetz.

Dr. med. Ferd. H. W. Goetz.

und Szenen verkörpernden Bildern jenen wundervollen Humor, der sich besonders in den sieben Kartons des Falstaffzyklus, die sich im Besitz des Breslauer Museums befinden, überwältigend darstellt. Später machte er sich von streng historischen Motiven frei und entlehnte die Stoffe zu seinen berühmten köstlichen Genrebildern hauptsächlich dem Klosterleben. Wahre Kabinettstückchen sind darunter. So die bekannten Bilder: „Die Weinprobe“, „Im Klosterbraustübchen beim Abendgebetläuten“,

„Die Klosterschäfferei“, „Rasttag im Kloster“, „Die alte Chronik“, „Siefta im Kloster“, „Quartett“ u. v. a. Auch das frische, fröhliche Jägerleben behandelt er gern, sein „Jägerlatein“, „Die Tarockpartie“ und „Der Sonntagsjäger“ legen davon Proben ab. Daß Grünner auch ernsthaft sein kann, bewies er in seinen Gemälden „Die sieben Todsünden“ und in vielen anderen Werken.

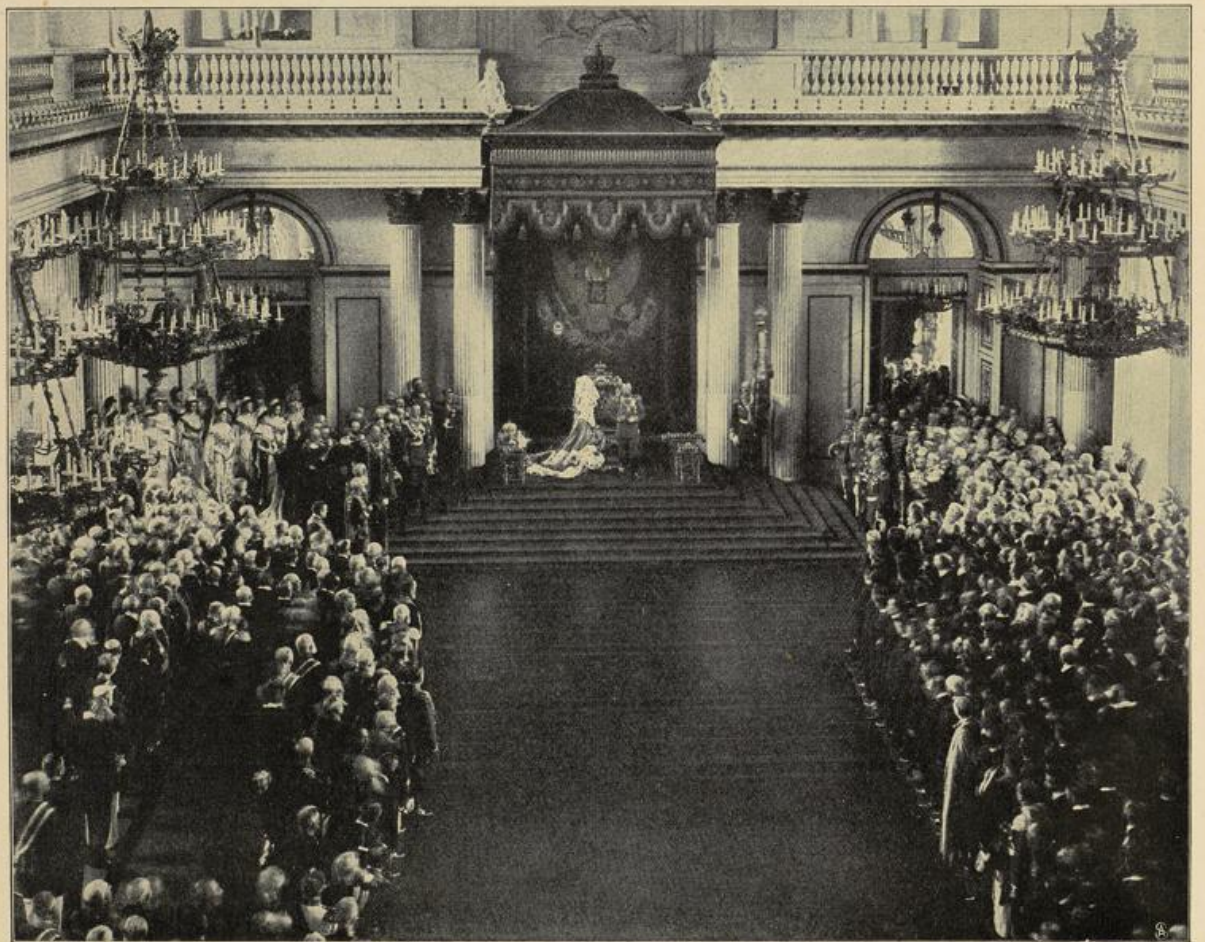
**Die Eröffnung der Duma.**

(Zu der untenstehenden Abbildung.) Am 10. Mai d. J. wurde im Georgs-Thronsaal des Winterpalais zu Petersburg die Eröffnung der Reichsduma durch Kaiser Nikolaus II. feierlich vollzogen. Es war ein Augenblick von größter historischer Bedeutung, als der Zar vor einer Versammlung, wie sie so eigenartig und so glänzend kaum in einem anderen Erdenschloße sich zusammenzufinden vermag, die Ansprache verlas, die ein warmes Verlehen zur neuen Ordnung der Dinge enthielt. Im Anschluß an diesen bedeutamen Staatsakt begab sich die ganze Volksvertretung, vom Jubel des Publikums begleitet, in das von uns schon geschilderte Taurische Palais, wo die erste Sitzung der Reichsduma stattfand.



Eduard Grünner.

Eduard Grünner.



Begrüßungsansprache des Zaren an die Duma.



Spielpause.

Gemälde von A. Kampf.

